Daniel,

oder:

Kampf und Sieg.

Lebensroman

von

P. F. van Kerckhoven.

Aus dem Flämischen

von

Julius Stern.

Augsburg, 1846.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

I.

Zu der Zeit, in welche diese Erzählung fällt, die wir unsern Lesern hiemit vorführen wollen, gab es in Belgien noch keine Eisenbahnen. Unser Vaterland hatte dem größeren Theile des Festlandes Europa noch nicht das Vorbild dieser großen und mechanischen Kraft gegeben, deren Einfluß sich bis auf die niedrigsten Volksklassen fühlbar machen muß, und welche die köstlichste Perle seyn wird, die unsere Enkel an der flittergoldenen Krone unserer Entwicklungsperiode werden erglänzen sehen. Die Diligencen, oder besser gesagt, Eilwägen, waren noch in voller Blüthe. Ihre schweren Kolosse rollten noch mit stolzer Pracht über die schönen, mit laubreichen Bäumen bepflanzten Straßen, und verschafften dem Reisenden, während sie ihn, obwohl etwas langsam, an den Ort seiner Bestimmung brachten, eine gymnastische Bewegung, welche für den Körper sehr vortheilhaft war. Diese gezwungene Bewegung hat, wie man sieht, durch die Erfindung der Eisenbahnen sehr viel verloren. Nun fährt man nicht mehr, man fliegt.

Wir hoffen unsern Leser nicht zu belästigen, indem wir ihm eine Beschreibung des Eilwagens geben, wel-

cher am 7. August 18** die Straße von Mecheln nach Antwerpen fuhr, und den Fußgängern seine Ankunft durch eine dichte Staubwolke ankündigte.

Das Aeußere des Wagens besaß nichts, was bemerkt zu werden verdiente. Im Innern war derselbe wie gewöhnlich in drei Abtheilungen getrennt. In der ersten saßen zwei Personen, ein Herr und ein Mädchen, die man ohne Mühe für Engländer erkennen konnte. Beider Kleider bestanden aus leichten Stoffen und waren der heißen Jahreszeit angepaßt. Das Mädchen, welches von seinem Gefährten mit dem Namen Milady angeredet wurde, hatte seinen italienischen Strohhut abgelegt und denselben als Sonnenschirm vor das Wagenfenster gehangen. Jedoch sie brauchte für die Erhaltung ihres Teints nicht so besorgt zu seyn, denn ihr ganzes Gesicht war mit sogenannten Sommersprossen bedeckt, und ihre Haarlocken hatten die Farbe der Sonnenstrahlen. Das edle Fräulein stand hin und wieder, so viel es ihr Platz zuließ, ein wenig auf — wahrscheinlich um sich abzukühlen — und suchte sich mit ihrem Fächer zu erfrischen, Mylord, ihr Gefährte, litt gewaltig; er hatte bereits seinen Hut abgelegt, seinen Rock ausgezogen, seine Halsbinde abgenommen, seine Weste und seine Hemdärmel aufgeknöpft, und hätte ihn das englische **improper** nicht zurückgehalten, er würde gewiß auch das im Englischen Unnennbare ausgezogen haben. Mit all diesen Erleichterungsmitteln blies er noch immer wie ein Besessener, und schlug sich ohne Unterlaß mit seinem seidenen Taschentuche in sein rothes, aufgedunsenes Gesicht, um sich abzukühlen. Nur hie und da hörte man das bekannte

kraftvolle Wort, welches jeder Antwerpener kennt, über seine aufgeschwollenen Lippen poltern.

In der hintersten Abtheilung des Eilwagens waren nur zwei Plätze besetzt, der eine von einem Kriegsmanne, welcher mit großem Urlaube nach Hause kehrte, der andere von einem Landbewohner, der wahrscheinlich nach Antwerpen reiste, um dort irgend einen Kauf oder Verkauf abzuschließen. Diese zwei Personen ertrugen geduldig die Hitze, und begnügten sich damit, hin und wieder die Schweißtropfen mit der Hand von Stirne und Wagen zu wischen. Ihre Unterhaltung drehte sich um den Kriegsdienst, denn der Bauer hatte in seinen jungen Jahren auch gedient: er war sogar bei dem Rückzuge nach der Schlacht von Waterloo gewesen, und hatte die Leiche des Herzogs von Braunschweig mit tiefer Trauer durch sein Lager führen sehen.

In der mittleren Reihe des Eilwagens bestand die Gesellschaft aus vier Personen. Die zuerst das Auge auf sich zog, war ein alter Herr, von einer Körperlänge, welche die gewöhnliche einigermaßen übertraf. Sein mageres Gesicht, dessen Züge jedoch fein und gut gezeichnet waren, und ein edles Aussehen hatten, ließ seine große Stirne noch größer erscheinen, und nicht ohne Recht mochte man vermuthen, daß dieser Alte von der Natur mit einem scharfen und gesunden Urtheile begabt seyn mußte. Er hielt ein großes spanisches Rohr mit einem elfenbeinernen Knopfe zwischen seinen Füßen, und stützte beständig sein scharfes Kinn auf denselben. Hin und wieder nahm er eine Prise, und hatte dann immer einige Augenblicke nöthig, um die Stäubchen Schnupftabak

von seinem gefältelten Hemde und seinem weißen Halstuche zu schütteln. Ein blaues Wams mit vergoldeten Knöpfen, welche schon lange ihren Glanz verloren hatten, hing um seinen Leib wie um ein Skelet, und machte die Magerheit seiner Glieder noch mehr hervortreten.

Der Alte blieb sprachlos sitzen, und ließ seine scharf untersuchenden Blicke abwechselnd von dem einen Reisenden auf den andern fallen. Seine Augen schienen noch gesund, und das Feuer, welches aus denselben strahlte, zeigte, daß noch lange nicht alles Leben in dem sonst eiskalten Körper ausgetobt. Besonders heftete er seine Blicke auf einen Jüngling, der auf der gegenüber befindlichen Bank saß. Doch bevor wir von diesem Letztern sprechen, wollen wir erst sagen, wer sich an der Seite des Alten befand.

Unser Leser wird wohl einmal schon die englischen Carricaturen gesehen haben, wo man im Ueberflusse dicke, gedrungene Weiber abgebildet sieht. Der Urtypus davon war die schon bejahrte Matrone, welche neben unserem mageren Alten saß. Sie war jedoch keine Engländerin, sondern eine ehrsame Brüsseler Spitzenhändlerin, die ihrer Handelsbeziehungen wegen eine Reise nach Antwerpen machte. Die unglückliche Frau war in ihrer Jugend von den Kinderpocken heimgesucht worden, und die Spuren dieser abscheulichen Krankheit waren noch tief auf ihr Gesicht gedrückt. Sie hatte kleine graue Augen, keine, oder mindestens nur wenig sichtbare Augenbrauen, eine eingedrückte Nase, welche noch dazu die Verwegenheit hatte, in die Höhe zu wollen, breite, zart herabhängende Wangen, ein kleines, fast unsichtbares Kinn,

und ein Mündchen, ja, lieber Leser, ein Mündchen, das sehr klein und sehr gut geformt war, ein wahrhaft schönes Mündchen, welches, zufolge der ehrsamen Matrone, der schönste Theil vom Gesichte einer Frau ist. Ihr übriger Körper war nicht minder beachtungswerth. Um mit dem Oberleibe zu beginnen, so konnte man, wenn die Frau saß, nur eine halbrunde Linie sehen, die von oben nach unten Alles aneinander anschloß, und die Frau einem schweren Fleischklumpen ähnlich machte. Der Kopf der Brüsseler Kauffrau war herrlich von einer Spitzenhaube umhüllt, welche mit rothseidenen Bändern durchschlungen war, und an ihren Wangen prangte eine doppelte Tour pechschwarzer Locken, die im Aufruhre zu stehen schienen mit den einfältigen grauen Häärchen, die an einigen Stellen unter der Haube hervor kamen. Wie wenig vorspringend der Schooß der Frau auch war, aus Gründen, die wir oben angeführt, gab es dennoch Platz für einen kleinen sogenannten Jungfernhund. Dieses Thier war in vollkommener Harmonie mit seiner Herrin, und man würde wahrhaftig in Verlegenheit gekommen seyn, hätte man zwischen beiden wählen und sagen müssen, wer von Beiden in seiner Art am häßlichsten war. Obschon nicht bösartig von Natur, sah die Bestie doch mit innigem Mißvergnügen die Knie des Alten sich wie eine Batterie gegen seinen Ruheplatz erheben; denn hin und wieder streckte er seine Klauen hervor, und wollte kratzend an den Füßen des alten Herrn hinabklimmen. Die Frau hatte diese feindlichen Bewegungen ihres Lieblings schon lange so viel wie möglich zurückgehalten, und die lange Person hatte dieselben schon mehrmals

unbemerkt vorübergehen lassen. Doch bei einem neuen Anfalle, welcher dießmal mit einem leichten Gekläffe verbunden war, drehte endlich der Alte sein Kinn auf seinem hohen Stocke herum, wandte sein Gesicht der Frau zu, und sagte in erzwungen ernsthaftem Tone:

„Mein Fräulein, möchten Sie Ihren Gefährten nicht ersuchen, seine Pfoten stille zu halten? Er wird noch alle Wolle von meinen Beinkleidern kratzen.“

Ein leichtes Lachen kam bei diesen Worten von der gegenüberstehenden Bank. Dort saß ein junges, frisches Bauernmädchen, welches wahrscheinlich bemerkte, daß die Beinkleider des Alten bis auf den Draht abgenützt waren. Inzwischen antwortete die Matrone: „Mein Herr, ich thue Alles, was ich kann, um Cäsar zurückzuhalten; doch es hilft kein Mittel etwas.“

„Kein Mittel,“ wiederholte der Alte; „o gut! werfen Sie Ihren Cäsar zum Fenster hinaus, und seyen Sie versichert, daß er es nicht mehr thun wird.“

Diese Worte fielen zentnerschwer auf das Herz der Frau. Sie antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Pfui, mein Herr! könnten Sie so mit einem Thiere umgehen, das Niemanden Böses thut?“

„He! he! Niemanden Böses thut? Und meine Beinkleider, liebe Frau, sagen Sie einmal, thut er ihnen Gutes?“

„Mein Herr, Sie sind wenig galant, gegen eine Dame!“

„O! sehen Sie mich doch einmal an, liebe Dame, und denken Sie ein wenig nach, ob die Zeit der Galanterie für mich nicht schon vorbei ist?“

„Mein Herr, man ist nie zu alt dafür, und Unverschämtheit steht Niemanden gut an.“

„Auch nicht einmal einem Hunde, Madame, und ich bitte Sie, merken Sie es wohl, wenn Sie nicht Ihren Cäsar sogleich einen Luftsprung machen sehen wollen. Ich bin im Stande, das Ihnen mitgetheilte Mittel anzuwenden.“

Hier wurde die Stimme der Frau von tiefem Schmerze unterdrückt, und die Antwort kam unverständlich aus ihrem Munde. Sie fand es endlich gerathen, woran sie bis auf den Augenblick nicht gedacht hatte, Cäsar auf ihrem Schooße umzuwenden, und gab so viel als möglich ihrem eigenen Körper dieselbe Wendung, indem sie unverständlich vor sich hin murmelte. Dieß Alles drückte ihre tiefe Verachtung aus. Der Alte zog inzwischen seine Dose heraus, und nahm eine herzliche Prise, während er lächelnd nach dem jungen Bauernmädchen hinüber sah. Diese hatte vom Beginne des Zwistes an ihr Taschentuch vor den Mund gehalten, um nicht in ein unbescheidenes Gelächter auszubrechen.

Während der Alte sein Kinn wieder auf seinen Stock stützte, brachte die vierte Person, mit welcher wir den Leser sogleich bekannt machen wollen, eine deutsche Pfeife zum Vorscheine, und begann, dieselbe zu stopfen. Als der Jüngling eben im Begriffe war, seine Pfeife anzuzünden, erhob der Alte sein Gesicht, und sprach in höflichem Tone: „Mein Herr, es ist ein Mädchen und eine Dame in dem Wagen, haben Sie Erlaubniß? . . .“

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich hatte nicht daran gedacht,“ antwortete der Jüngling, wie aus tiefer Traurigkeit erwachend. „Meine Frau . . .?“

„Rauchen Sie immerhin, mein Herr!“ rief die Brüsseler Kauffrau, gewiß nur, um dem Alten zu widersprechen.

„Und Sie, mein Kind . . .?“ fuhr der Jüngling fort, seinen Blick auf das frische Bauernmädchen heftend.

„Mich belästigen Sie nicht dadurch, mein Herr!“ antwortete das Mädchen mit einer leichten Röthe auf den Wangen.

Der Jüngling machte eine kleine Verbeugung und zündete seine Pfeife an. Der alte Herr hielt seine Augen unbeweglich auf ihn geheftet.

Der Jüngling konnte ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt seyn. Man sah leicht, daß er an das Reisen gewöhnt seyn mußte, und von einer weiten Strecke zurückkehrte. Seine ganze Ausstattung deutete dieß an. Eine Sammetmütze bedeckte sein Haupt, und ließ seine blonden Locken, für welche der Jüngling, wenigstens in diesem Augenblicke, geringe Sorge zu tragen schien, ordnungslos um seinen Hals flattern. Ein Sommerrock umfing lose seine feinen Gliedmaßen, und ein seidenes Tuch war gefällig um seinen Hals geschlungen. Seine Gesichtszüge, obwohl kräftig angedeutet, waren angenehm, und besaßen einen zarten Ausdruck. Ein leichtes Roth färbte seine Wangen, und zwei Reihen elfenbeinerner Zähne, von rosigen Lippen umgeben, glänzten in seinem Munde. Seine Nase näherte sich dem griechischen Typus und war schön geformt; seine Augenbrauen waren gut gezeichnet, und seine blauen Augen schienen nicht, wie die schwarzen, durch Schrecken, sondern durch Freundlichkeit und Anmuth sich in die Herzen einzuprägen.

Für den Augenblick jedoch besaßen seine Blicke etwas Ernstes, und wie sanft auch seine Gesichtszüge waren, so konnte man doch leicht merken, daß seine Seele, welche dieselben beherrschte, bis in ihr Inneres ergriffen seyn mußte.

Hast Du wohl je, geneigter Leser, wenn Du Dich in einem Eilwagen befandest, darüber nachgedacht, daß die Gesichter, welche da meistens so schweigsam vor Dir sitzen, immer eine lebende Geschichte sind, von denen keine der andern gleicht, und die alle mehr oder minder Interesse erregen würden? Hast Du wohl je über die verschiedenen Beweggründe nachgedacht, welche diese Unbekannten aus ihre Wohnungen herausreißen und forttreiben, so wie über die verschiedenen Gefühle, die in eines Jeden Brust wühlen? Antwortest Du: ja, so haben wir Dir nichts zu sagen; doch sprichst Du: nein, dann bitten wir Dich, bei Gelegenheit einmal dasselbe zu versuchen, und wir dürfen Dich versichern, daß Du alsdann Deine Einbildungskraft einige Stunden wirst wirken lassen können. Im gegenwärtigen Falle, zum Beispiele, würde es nicht schwer seyn, einen langen, sehr langen Roman über jede der Personen zu schreiben, welche wir bisher in dem Eilwagen betrachtet haben. — Du erschrickst schon, lieber Leser? Doch nein, fürchte nichts, wir werden unsere Drohung, die wir nur so im Vorbeigehen aussprachen, nicht in Erfüllung gehen lassen, und außer diesem ersten Kapitel kein Wort mehr weder von dem Engländer, noch von Milady, weder von dem Bauern, noch von dem Soldaten, weder von dem jungen Bauernmädchen, noch von der alten Kauffrau in Spitzen

sprechen; — dieß ist wenigstens unser fester Vorsatz. Doch was den jungen Mann und den Alten betrifft, dieß ist eine andere Sache, und wir werden Dich weiters damit bekannt machen. Wir wollen Dir besonders die ganze Geschichte des Jünglings erzählen, und können Dir noch dazu sagen, daß der Alte eine große Rolle darin spielen wird. — Da nun dieß zwischen uns und dem Leser abgemacht ist, können wir uns sogleich und hauptsächlich mit dem Jünglinge beschäftigen.

Beeilen wir uns zu sagen, daß der Ausdruck, welcher eben seinem Gesichte aufgedrückt, nicht der gewöhnliche ist. O nein, diese azurenen Augen sind nicht geschickt, von Thränen überzufließen, diese frischen Rosenwangen müssen einen Abscheu davor haben, von Thränen durchfurcht zu werden, und dieser feine Mund, diese rothen, feuchten Lippen können von der Natur nur zu einem freundlichen Lächeln bestimmt seyn.

Gewiß, hätte sich der Jüngling in andern Verhältnissen und in einer andern Gemüthsstimmung befunden, er würde nicht unterlassen haben, mit den im Eilwagen befindlichen Personen ein munteres Gespräch anzuknüpfen. Diese werthe Brüsseler Kaufmännin würde ohne Zweifel seinen feinen, scherzenden Bemerkungen blosgegeben gewesen seyn; er würde vielleicht die Verstandeskräfte dieses Alten auf die Probe gestellt haben, und dieses liebe Bauernmädchen, welches nun ohne Unterlaß ihre hellbraunen Augen auf ihn geheftet, hätte er gewiß nicht ohne einige freundliche Worte dahin gehen lassen. Doch nichts von all dem geschieht. Kein freundliches Lächeln kann für den Augenblick über das Antlitz des Jünglings

schweben, kein unterhaltendes Gespräch kann seinen Lippen entschlüpfen: er verharrt schweigend; seine Seele ist tief ergriffen, und auf seiner breiten klaren Stirne steht geschrieben, daß sein Geist auf der Folter ist.

Der Jüngling sucht diese Traurigkeit nicht zu verbergen; denn er hat schon oft gefunden, daß erkünstelte Aufgeräumtheit der Widerwärtigkeiten nimmer Meister wird, und daß man wohl lachend die Wunden empfangen kann, doch daß sie nichts destoweniger schmerzen, während sie mühsam heilen.

Um dem Leser einigermaßen die Traurigkeit des jungen Reisenden zu erklären, wollen wir hier ein kleines Briefchen copiren, welches sorgfältig in das Taschenbuch des Jünglings eingeschlossen ist:

„Mein lieber Sohn!

Wisse, daß Dein Vater seit einiger Zeit von einer schweren Krankheit überfallen worden ist, welche ihn vielleicht in wenigen Tagen unter die Erde bringen wird. So sagen wenigstens die Aerzte. Brauche ich Dir zu schreiben, lieber Daniel, daß ich Dich wieder zu sehen wünsche, daß Deine Mutter dieß verlangt? O komm' doch schnell, mein liebes Kind! Am Sterbebette, Du weißt es, muß man alles Unrecht, alle Freventhaten vergessen. Dein Vater ist und bleibt Dein Vater, und vor seinem Tode müssen wir Beide ihm Alles verzeihen, und ihn mit uns und mit dem Himmel aussöhnen. Dieß ist uns eine heilige Pflicht.

Mit Ungeduld erwartet Dich

Deine Dich zärtlich liebende Mutter

Katharina."

Der Eilwagen hatte allmälig die Stadt Antwerpen erreicht. Wir werden uns jedoch nicht damit abgeben, zu beschreiben, welche Gefühle das Herz des jungen Daniel bestürmten, als er die Mauern seiner Geburtsstadt wieder sah, von welcher er so lange entfernt gewesen. Und doch, der Jüngling war in keiner Gemüthsstimmung, diese Gefühle ungekränkt zu empfinden. Die Ursache seiner Rückkehr war und blieb ein trauriges Ereigniß. Wohl erwarteten ihn offene Arme, eine zärtliche Mutter, bereit, ihn an ihr Herz zu drücken; doch Thränen des Kummers, des tiefsten Kummers mußten ohne Zweifel dieses Wiedersehen begleiten.

Der Eilwagen hielt endlich stille. Das junge Bauernmädchen war die erste, welche den Wagen verließ. Hierauf folgte der Alte, und dann die Brüsseler Kaufmännin mit ihrem Cäsar. Die brave Matrone hatte seit dem Zwiste noch nicht aufgehört, vor sich hin zu murmeln, und die Unhöflichkeit des Alten zu bekritteln. Sie durfte jedoch dessen Arm nicht zurückweisen, um aus dem Wagen zu steigen — was für die Frau nicht ohne Gefahr war — und als der Alte sagte: „Madame, vergessen wir unsern Zwist, ich habe es nicht so arg gemeint,“ murmelte sie ganz ergriffen: „ich habe ihn schon lange vergessen, mein Herr,“ und machte eine Verbeugung, welche der Alte mit einer zweiten Verbeugung erwiederte. Daniel verließ nun auch den Wagen, gab seinen Reisesack einem Bedienten, und lenkte seine Schritte in die Stadt. Nachdem der Alte Mylord und Mylady hatte aus dem Wagen steigen sehen, entfernte er sich ebenfalls von dem Platze, und verfolgte dieselbe Richtung, wie Daniel.

II.

In einem reich geschmückten Zimmer sitzt eine Frau, den Kopf auf ihre Hände, und die Arme auf den Tisch gestützt. Ohne große Pracht zu verrathen, zeigen ihre Kleider doch davon, daß sie eine wohlbemittelte Frau seyn muß. Das Zimmer ist geschmackvoll eingerichtet. Ein weicher Teppich bedeckt den Boden, und scheint den Fuß gleichsam anzulocken, sich in seine sanften Falten zu drücken. Zwei Ruhebetten stehen an den reichen Wänden, von welchen manch schönes Gemälde herabprangt. Eine kostbare Uhr befindet sich auf dem marmornen Kamine. Die Fenster sind geöffnet, und graue Bandalairs, außerhalb der Fensterrahmen herabgelassen, verhindern die Sonnenstrahlen, ungehemmt in das Zimmer zu dringen, und demselben die angenehme Kühle zu benehmen. In einer Ecke des Zimmers entdeckt man einen reichgeschnitzten Tisch, der mit duftigen Blumen überladen ist, deren Balsam sich mit der kühlen Luft des Zimmers vermengt, und dasselbe mit den reinsten Gerüchen schwängert. — Angenehm ist es, in solch einem Zimmer seine Glieder zur Ruhe auszustrecken, und die selige Stille zu genießen, welche da wie auf einem Throne erhaben erscheint. Doch die Frau, die sich eben darin befindet, fühlt nichts von diesem Hochgenusse. Ihr Geist ist zu sehr gefoltert, ihr Herz wird zu sehr gequält, als daß sie sich mit etwas anderem, als mit der Ursache diese Qual selbst hätte beschäftigen können.

Der Eilwagen hatte allmälig die Stadt Antwerpen erreicht. Wir werden uns jedoch nicht damit abgeben, zu beschreiben, welche Gefühle das Herz des jungen Daniel bestürmten, als er die Mauern seiner Geburtsstadt wieder sah, von welcher er so lange entfernt gewesen. Und doch, der Jüngling war in keiner Gemüthsstimmung, diese Gefühle ungekränkt zu empfinden. Die Ursache seiner Rückkehr war und blieb ein trauriges Ereigniß. Wohl erwarteten ihn offene Arme, eine zärtliche Mutter, bereit, ihn an ihr Herz zu drücken; doch Thränen des Kummers, des tiefsten Kummers mußten ohne Zweifel dieses Wiedersehen begleiten.

Der Eilwagen hielt endlich stille. Das junge Bauernmädchen war die erste, welche den Wagen verließ. Hierauf folgte der Alte, und dann die Brüsseler Kaufmännin mit ihrem Cäsar. Die brave Matrone hatte seit dem Zwiste noch nicht aufgehört, vor sich hin zu murmeln, und die Unhöflichkeit des Alten zu bekritteln. Sie durfte jedoch dessen Arm nicht zurückweisen, um aus dem Wagen zu steigen — was für die Frau nicht ohne Gefahr war — und als der Alte sagte: „Madame, vergessen wir unsern Zwist, ich habe es nicht so arg gemeint," murmelte sie ganz ergriffen: „ich habe ihn schon lange vergessen, mein Herr," und machte eine Verbeugung, welche der Alte mit einer zweiten Verbeugung erwiederte. Daniel verließ nun auch den Wagen, gab seinen Reisesack einem Bedienten, und lenkte seine Schritte in die Stadt. Nachdem der Alte Mylord und Mylady hatte aus dem Wagen steigen sehen, entfernte er sich ebenfalls von dem Platze, und verfolgte dieselbe Richtung, wie Daniel.

II.

In einem reich geschmückten Zimmer sitzt eine Frau, den Kopf auf ihre Hände, und die Arme auf den Tisch gestützt. Ohne große Pracht zu verrathen, zeigen ihre Kleider doch davon, daß sie eine wohlbemittelte Frau seyn muß. Das Zimmer ist geschmackvoll eingerichtet. Ein weicher Teppich bedeckt den Boden, und scheint den Fuß gleichsam anzulocken, sich in seine sanften Falten zu drücken. Zwei Ruhebetten stehen an den reichen Wänden, von welchen manch schönes Gemälde herabprangt. Eine kostbare Uhr befindet sich auf dem marmornen Kamine. Die Fenster sind geöffnet, und graue Vandalairs, außerhalb der Fensterrahmen herabgelassen, verhindern die Sonnenstrahlen, ungehemmt in das Zimmer zu dringen, und demselben die angenehme Kühle zu benehmen. In einer Ecke des Zimmers entdeckt man einen reichgeschnitzten Tisch, der mit duftigen Blumen überladen ist, deren Balsam sich mit der kühlen Luft des Zimmers vermengt, und dasselbe mit den reinsten Gerüchen schwängert. — Angenehm ist es, in solch einem Zimmer seine Glieder zur Ruhe auszustrecken, und die selige Stille zu genießen, welche da wie auf einem Throne erhaben erscheint. Doch die Frau, die sich eben darin befindet, fühlt nichts von diesem Hochgenusse. Ihr Geist ist zu sehr gefoltert, ihr Herz wird zu sehr gequält, als daß sie sich mit etwas anderem, als mit der Ursache diese Qual selbst hätte beschäftigen können.

Sie bleibt unbeweglich, mit dem Haupte zwischen ihren Händen ruhend, und von Zeit zu Zeit trocknet sie ein Paar bittere Thränen von ihren glühenden Wangen.

Während nun diese Frau so in ihre Betrübniß versunken, niedergebückt dasitzt, geht mit einemmale die Thüre des Zimmers auf. Sie erhebt das Haupt, und kaum hat sie den Eintretenden bemerkt, als sie von ihrem Sessel auffliegt, und ihm entgegeneilt. Sie sinkt in die Arme ihres Sohnes.

„Daniel! mein Kind! mein Sohn!“ ist Alles, was sie hervorbringen kann.

„Meine Mutter! . . .“ seufzt der Jüngling, und küßt mit den Zeichen der feurigsten Liebe die Wangen der Frau.

Nach diesem ersten Ergusse der Kindesliebe betrachtet Daniel seine Mutter mit mehr Aufmerksamkeit, und ein kalter Schauer durchrieselt seine Adern, als er sieht, wie sehr die Frau verändert ist, und wie zerrüttet ihre Gesundheit zu seyn scheint. Alle Leiden, alle Qualen, welche seine Mutter ausgestanden, fliegen vor dem Geiste des Jünglings vorüber, und er ergründet die Tiefe der Betrübniß, welche das Herz der Frau umlagert halten muß.

„Mein Sohn,“ seufzt nun die Mutter, „Du kommst noch zu rechter Zeit; er lebt noch . . .“

Daniel drückt ihr, ohne zu sprechen, die Hand, und führt sie zu einem Stuhle. Nach einigen Augenblicken des Schweigens und unter einem Strome von Thränen fährt sie fort: „Dank, mein Sohn; ich wußte wohl, daß Du auf meine Stimme herbeieilen und meine Gefühle theilen würdest.“

„Du hast Dich darin nicht getäuscht, meine Mutter . . . wo ist der Kranke? . . .“

„Der Sterbende ist dort, mein Sohn,“ sagte die Mutter, ihre Thränen zurückhaltend, und auf eine Thüre zeigend, welche in das Zimmer führt. „Ich habe den ganzen Tag an seinem Lager zugebracht, und seiner gewartet. Jetzt hatte ich mich nur auf einige Augenblicke entfernt, denn meine Kräfte wollten mich verlassen. Doch ich fühle mich schon wieder ein wenig gestärkt. Komm', mein Kind, gehen wir zu Deinem Vater.“

Daniel trat mit seiner Mutter in das genannte Zimmer.

Auf einem hohen, mit weißen Gardinen umhangenen Bette lag ein Mann. Seine halbentblößten Arme ruhten auf der weißen Decke, und die gelbe Farbe, welche sowohl die Arme als auch die Hände und das Gesicht des Kranken bedeckte, war peinlich für's Auge. Der Kopf des Kranken schien zu brennen; man sah in seinen Schläfen den Puls heftig pochen, und das Weiße seiner Augen war mit rothen Blutstreifchen durchzogen: der Schweiß stand ihm in großen Tropfen auf der Stirne. Dieser Mann konnte ungefähr fünfzig Jahre alt seyn. Man sah leicht, daß dieser Körper, welcher jetzt so unbeweglich ausgestreckt da lag, ehemals mit Riesenkraft begabt gewesen seyn mußte. Die starken Muskeln, welche an seinen abgezehrten Gliedern durch die Haut schienen, deuteten dieß hinlänglich an. Das Gesicht des Kranken hatte etwas Rauhes, etwas Verschlossenes, Geheimnißvolles; seine Stirne war breit, seine Augen, die

nun tief in den Kopf gesunken, waren pechschwarz, und sein Haar theilweise schon ergraut.

Als die Frau mit Daniel eingetreten war, hieß sie den Krankenwärter das Zimmer verlassen, und ging zu dem Bette hin, während sie ihrem Sohne ein Zeichen gab, stille zu bleiben. Sie ergriff sodann die Hand des Leidenden, und sprach mit halberstickter Stimme: „Heinrich, wie befindest Du Dich nun?"

„O, meine gute Katharina," war die Antwort, „meine Leiden sind schrecklich! es ist etwas in mir, was mich verzehrt, ein Brand, der mir die Eingeweide versengt, mir bis an den Hals herauf dringt, und mir die Kehle zuschnürt."

Die Frau nahm vom Nachttischchen eine Tasse, und brachte sie an die Lippen des Kranken.

„Dank, Dank, Katharina!" sagte der Dulder, „o, Du bist ein Engel Gottes . . . und das für mich, der ich Dich . . ."

„Genug, Heinrich, genug davon," sagte die Frau, und fuhr nach einer Pause fort: „Ich habe Dir unlängst von Daniel, unserem Sohne gesprochen; wünschest Du nicht, ihn zu sehen?"

„Ja, Katharina, wenn ich versichert wäre, daß er mir verziehen hat . . . doch, Gott! ich werde vor ihm erröthen müssen . . ."

„Er hat bereits Alles verziehen und vergessen, mein Gatte! er ist hier! . . . komm' Daniel . . .!"

„O Gott!" rief der Kranke; doch bevor er mehr sagen konnte, war Daniel schon an seiner Seite, und drückte ihm zärtlich die Hand.

Der Kranke heftete nun seine Augen auf den Jüngling, und zwei glühende Thränen rollten über seine Wangen herab.

„Mein Sohn!“ seufzte er, „mein Kind, mein braves Kind! Gott! ich bin alles dessen nicht werth!“

Daniel sprach in feierlichem Tone: „Vater, ich und meine Mutter haben Alles vergeben, und wenn wir etwas vergeben, so ist es auch vergessen; es ist, als ob es nie gewesen wäre. Du bist mir in diesem Augenblicke ein zärtlich liebender Vater, und ich bin Dir ein zugethanes Kind.“

„Nein, mein Sohn,“ unterbrach der Kranke heftig, „nein, ich habe solch ein Glück nicht verdient, ich bin dessen unwerth, und Vergessen ist für mich nicht genug, ich will büßen, ich will Alles bessern, ich will meine Schuld bekennen! Gott, der mich bald richten wird, mag vielleicht ein wenig dadurch versöhnt werden. Eine Reue ohne Besserung ist keine Reue . . .“

„Gott durchdringt die Herzen, mein Vater, und erkennt aufrichtiges Leidwesen. Der gute Wille ist ihm genug, und, glaube mir, Er ist mit Dir zufrieden.“

„O, denkst Du, Daniel, sprich, denkst Du, daß ich auf seine Barmherzigkeit hoffen darf?“

„Es wäre eine Missethat, daran zu zweifeln.“

„O mein guter Daniel, und Du, mein braves Weib,“ seufzte nun der Kranke, die Hand seines Sohnes und seiner Gattin in die seinigen drückend, und sich halb im Bette erhebend: „Ihr habt durch Eure Tugenden den Himmel versöhnt. Ihr allein habt Gott bewogen, die letzten Stunden meines Lebens zu versüßen. O, wenn

ich an die Vergangenheit denke, fühl' ich mich erröthen, und möchte vor Scham in die Erde sinken . . . O mein Gott! mußten mir die Augen erst auf dem Sterbebette geöffnet werden! . . ."

Der Kranke schwieg nun, ließ die Hand seiner Frau und Daniels los, und sank sprachlos auf das Kissen zurück. Sey es nun, daß das für ihn lange Gespräch seine Kräfte erschöpft, sey es, daß seine Gedanken in die Vergangenheit zurück schweiften, und seine Körperkräfte der Aufregung seines Gemüthes unterlagen, der Kranke blieb nun bewegungslos und mit verschlossenen Augen liegen. Katharina und der Jüngling betrachteten ihn aufmerksam, und schwebten schon einige Augenblicke in Furcht, es scheide das Leben von ihm; doch bald sahen sie seine Augenlieder sich wieder öffnen, und glaubten nun, es sey nur Müdigkeit gewesen, was den Kranken ergriffen hatte. Beide nahmen sich einen Sessel, und setzten sich neben das Bett.

Die traurige Ruhe des Leidenden dauerte noch eine Viertelstunde. Endlich erhob er seine Hand, und indem er die seiner Frau erfaßte, sprach er mit gebrochener Stimme: „Katharina, ich glaube, daß mein Sterbestündlein naht."

Eine Fluth von Thränen war die Antwort der Frau. Einen Augenblick später verließ sie das Zimmer, und als sie wieder in dasselbe trat, war sie von einem Geistlichen begleitet. Dieser war ein guter und gerader Mann. Sein Wesen war ruhig und alle seine Bewegungen waren ungezwungen. Dieser Mann war gewiß schon lange mit dem Tode vertraut geworden; allein

einen Menschen sterben zu sehen, war für ihn immer tief ergreifend. Abweichend von vielen Kirchendienern, die in einem Sterbenden nur eine Gelegenheit sehen, ihre Pflicht zu erfüllen, war der Ton seiner Stimme gefühlvoll, sanft und salbungsreich, und man konnte leicht sehen, daß er nicht blos aus Gewohnheit sprach, und daß nicht der Geist allein in Thätigkeit war, sondern daß das Herz auch fühlte.

Es ist eine große Schwäche des Menschen, daß oft die ernstesten und geheiligtesten Dinge ihm zur Gewohnheit werden, und daß er endlich Alles maschinenmäßig behandelt. Der gefühlvollste Richter, der, nachdem er sein erstes Todesurtheil ausgesprochen, schlaflose Nächte und unruhige Tage hat, kommt durch die Gewohnheit endlich so weit, daß er halb spottend den Bürger nach dem Schaffotte schickt. Der Henker, der bei der ersten blutigen Hinrichtung Hand und Herz beben fühlt, kommt endlich so weit, daß er an der Ausübung seines abscheulichen Gewerbes Gefallen findet. Der Anfänger in der Heilkunde, welcher bei der ersten Aderlässe so ergriffen ist, daß er beim Anblicke des Blutes in Ohnmacht fällt, kommt durch die Gewohnheit so weit, daß er, ohne einen Funken Mitleid zu fühlen, ohne daß sich eine einzige Muskel in seinem Gesichte verzieht, den menschlichen Körper wird in Stücke zerschneiden, und, ohne das Stöhnen des Leidenden zu beachten, den Umstehenden mit kaltem Blute und ruhiger Stimme das Verfahren erklären können. So kommt auch oft der Priester, welcher, da er zum erstenmale einem Leidenden am Rande des Grabes beigestanden, seine Seele tief erschüttert und

sein Herz bewegt fühlte, durch die Gewohnheit so weit, daß der Eintritt in die Welt und das Verlassen derselben auf ihn einen und denselben Eindruck hervorbringt, und aller Unterschied nur darin liegt, daß er eben eine andere Seite in seinem Gebetbuche aufschlägt.

Doch von dieser letzteren Art war der Priester nicht, der mit Katharina in's Zimmer getreten. Die Worte, die er an den Kranken richtete, waren wohl dieselben, wie man sie bei solchen Gelegenheiten braucht; allein er sprach sie mit solcher Ueberzeugung und mit so tiefem Gefühle aus, daß sie gleichsam neu und zum erstenmal gesprochen schienen. Das einzige Außergewöhnliche, was der Priester den Sterbenden leise fragte, war dieß: „Mein Freund, ist Ihr Gemüth jetzt mehr befriedigt, und hat der schreckliche Zweifel an Gottes Daseyn Ihre Seele nicht mehr überfallen?"

Der Kranke hatte kaum diese Worte gehört, als ein ungewöhnliches Feuer aus seinen Augen strahlte, seine Lebenskraft schien auf einen Augenblick wieder zurückzukehren, und indem er sich im Bette halb aufrichtete, sprach er, auf seinen Sohn und auf Katharina zeigend: „Sehen Sie da, mein Herr, wer Ihre Worte bewahrheitet, sehen Sie da, wer mich von dem Daseyn Gottes vollkommen überzeugt hat. Die heiligsten, die größten Eigenschaften Gottes müssen die Barmherzigkeit und die Liebe seyn: mein Weib und Kind sind mir die lebenden Beispiele dieser Tugenden, und das Geschöpf, welches solche Eigenschaften besitzt, kann weder als nicht aus ihm entsprungen gedacht werden, noch in ihm wieder vergehen. Es muß eine Belohnung für solche Seelen

geben, und wer anders als ein Gott sollte dieselben würdig belohnen können! . . ."

Diese Worte, und der Ton, in dem sie ausgesprochen wurden, preßten Katharinen und ihrem Sohne Thränen aus. Auch der Priester war davon ergriffen, um so mehr, da er sich über diesen Geisteszustand des Kranken freute. Hierauf gab er noch einige Ermahnungen, worauf jedoch der Dulder nimmer merken konnte, denn seine letzten Kräfte hatten ihn verlassen: er war auf das Kissen zurückgesunken, und nur das Athmen zeugte noch davon, daß ihn das Leben noch nicht ganz verlassen.

Der Priester setzte nun mit tiefer Gottesfurcht seine Gebete fort; doch bevor er dieselben noch geendigt hatte, war Katharinens Gatte bereits zur Ewigkeit eingegangen.

Die Traurigkeit Daniels und seiner Mutter war nicht von lärmender Natur. Ihre Gemüther waren zu sehr ergriffen, und nur hin und wieder rollte eine heiße Thräne über ihre glühenden Wangen. Beide verließen das Zimmer, um die letzten irdischen Pflichten an dem Todten erfüllen zu lassen. Als sie sich aus den Augen der Fremden befanden, brachen sie in reichliche Thränen aus, und Daniel hielt seine Mutter lange an seine Brust gedrückt.

III.

Die ersten Lebensjahre Heinrichs vergingen wie die der meisten Jünglinge. Seine Eltern hatten nichts versäumt, ihm eine glänzende Erziehung zu geben. Mit

einem offenen und empfänglichen Verstande begabt, würde er aus seinen Studien gewiß großen Nutzen gezogen haben, wären nicht zwei Untugenden, die er im höchsten Grade besaß, ihm dabei hinderlich gewesen. Diese Untugenden waren: Eigensinn und Trägheit. Wenn die Naturanlagen auf zwei solchen Grundsteinen ruhen, sind große Fortschritte im Laster unvermeidlich.

Von seinem zwanzigsten Jahre an glaubte Heinrich Alles zu kennen, Alles ergründet zu haben, und so das Recht zu besitzen, mit Allem seinen Spott zu treiben. Um diese Zeit verlor er seine braven Eltern. Dadurch ward jeder Zwang abgeschüttelt; der Jüngling war sein eigener Herr und Meister geworden, und die Schätze, die ihm seine Eltern hinterließen, machten ihm ihren Tod, wenn auch nicht angenehm, so doch wenigstens gleichgültig. Dazu hatte er nie das sanfte Gefühl der Kindesliebe in seiner Brust sprechen hören, und behauptete, daß Alles in der Welt auf Eigenliebe beruhe, und Alles aus Eigennutz geschehe. Von diesem Grundsatze ausgehend, kamen ihm die schönsten Thaten, die der Mensch ausüben kann, werthlos vor. Die Selbstbefriedigung, welche man über eine, ihm zufolge, *sogenannte*, gute That im Herzen fühlt, ist eine hinlänglich reiche Belohnung für das Gethane, und enthebt denjenigen, dem die Wohlthat bewiesen worden, jeder Verpflichtung und Erkenntlichkeit. Die Welt, sagte Heinrich ferner, ist eine große Wildniß, wo der Eine den Andern zu zerreißen sucht, und von der Natur dazu gezwungen ist. Die Gesetze haben dieß verändern wollen, und dem spitzfindigen Geiste kommt es zu, zu ver-

suchen, wie er diese Gesetze in Bezug auf sich machtlos machen kann.

Wir könnten noch mehr von diesen schönen philosophischen Gedanken anführen, die Heinrich wahrscheinlich von unseren französischen Nachbaren entlehnt hatte; doch wir glauben, daß die bereits genannten hinreichend seyn werden, um daraus unsern Jüngling kennen zu lernen.

Einige Zeit nach dem Tode seiner Eltern schlug Heinrich seine Wohnung zu Antwerpen auf. Die Ausschweifungen, denen er sich hier lange hingegeben, hatten sein Vermögen merklich geschmolzen, und er fand in seiner Weisheit heraus, daß es gerathen seyn würde, demselben durch eine reiche Heirath wieder aufzuhelfen. Herr H., ein reicher Kaufmann zu Antwerpen, war immer ein Freund von Heinrichs seligem Vater gewesen; an diesen Mann wendete sich daher der Jüngling.

Herr H., der nichts von Heinrichs Lebenswandel wußte, empfing ihn mit den Zeichen der größten Zuneigung, und ersuchte ihn, mit ihm wie mit einem alten Bekannten zu verkehren, und sich als ein Kind vom Hause zu betrachten.

Heinrichs Auftreten war günstig für ihn. Er war schön von Gestalt, hatte schwarze Haare, schwarze Augen, und ein sanfter, verführerischer Ausdruck war seinem bräunlichen Gesichte aufgedrückt. Dieß Alles, vereint mit einem spitzfindigen und bezaubernden Geiste, war Schuld, daß Katharina, die Tochter des Herrn H., sich in Heinrich verliebte. Der Jüngling hatte dieß bald bemerkt, und versäumte nichts, die Neigung Katharinens

zu steigern, und diese sanfte, zarte Seele in seinen Netzen zu fangen; innerlich trieb er seinen Spott mit dem Mädchen, und war nur darauf bedacht, in den Besitz ihres Vermögens zu kommen.

Katharina war ein liebes, ein himmlisches Kind: blonde Locken wogten gleich seidenen Fäden um ihren Hals; himmelblaue Augen, die nur zur Liebe und Sanftmuth bestimmt zu seyn schienen, glänzten unter ihrer alabasternen Stirne hervor, und ihre Gesichtszüge waren fein und regelmäßig.

Als Heinrich das Mädchen zur Ehe begehrte, sagte der Vater zu ihm: „Mein Freund, von all den Schätzen, die ich besitze, ist meine Tochter der größte. Ich vertraue ihnen denselben an, überzeugt davon, daß Sie ihn gut bewahren werden. Ihr Vater ist mir immer ein Herzensfreund gewesen; ich habe seine Tugenden gekannt; Sie können ihm nicht unähnlich seyn. Ich vertraue Ihnen meine Katharina an: machen Sie sie glücklich, mein Sohn . . .“

Und während der wackere Kaufmann also sprach, rollten ihm Thränen der Rührung über die Wangen. Heinrich verschwendete seine schönsten Worte, dem Alten zu danken und ihn zu beruhigen, und stürzte sogar selbst weinend dem Kaufmann in die Arme.

Bald darauf wurde die Hochzeit mit der größten Pracht gefeiert. Katharina war glücklich, Heinrich ebenfalls, doch auf andere Art; er rechnete schon auf das Vermögen seines Schwiegervaters, das ihm wohl einmal zufallen mußte.

Zwei Monate dauerte die Ehecomödie. Da fing

Heinrich an, derselben überdrüssig zu werden, und er beschloß, seiner Frau Vernunft zu lehren, wie er sagte. Katharina's Liebe hatte noch täglich mehr und mehr zugenommen; ihr Gatte war ihr der größte Schatz auf Erden; sie betete ihn an, sie sah, wie man zu sagen pflegt, nur durch seine Augen, und alle ihre Gedanken, all ihr Dichten und Trachten war dahin gerichtet, ihm immer mehr und mehr zu gefallen. Sie war öfter als einmal verwundert, wenn sie, mitten in einem Liebesgespräche, auf dem Gesichte ihres Mannes ein Lächeln bemerkte, das ihr bis ins Innerste der Seele drang, und sie unwillkürlich schauern machte.

„Mein lieber Heinrich," sprach sie einmal, „warum lachst Du doch bisweilen so sonderbar?"

„Kind," war die Antwort, „ich muß über Dich lachen; Du bist wahrhaftig wie ein Turteltäubchen. Zwischen Verheiratheten muß diese kindische Liebe aufhören."

Katharina antwortete nicht; sie war beschämt; eine dunkle Röthe überzog ihre Wangen, und sie fühlte die erste Wunde in ihrem Herzen. Von diesem Augenblicke an ward sie verschlossener; es befiel sie gleichsam eine Furcht vor ihrem Gatten: die Saat des Unglücks hatte die erste Wurzel geschlagen. Die Furcht seiner Frau paßte gerade in Heinrichs Plan. Von nun an begann er, häufiger abwesend zu seyn, und seine brave Gattin zu vernachlässigen. Eine Menge Bekanntschaften, die er zu Antwerpen gemacht, und von welcher er das Haupt ward, half nicht wenig dazu, daß er wieder in sein früheres Leben zurückfiel. Er gab sich bald den größten Ausschweifungen hin, und wenn Katharina sich biswei-

len einige Bemerkungen erlaubte, trieb er zuerst Spott mit ihr, und überhäufte sie mit Syllogismen; und schwieg sie dann nicht stille, wurde er gewöhnlich zornig, und drohte seiner Frau mit der einen oder andern schlechten Behandlung. Ein ganzes Buch würde nicht hinreichen, das Drama zu beschreiben, das sich in Katharina's Haushalt allmälig entwickelte, und zu sagen, wie das Herz der gefühlvollen Frau zerrissen und gefoltert wurde durch Dinge, die einem Gleichgültigen klein und nichtig geschienen hätten, und nur von dem Dulder begriffen werden können.

Es war ein peinlicher Anblick, zu sehen, wie Katharina, wenn ihr braver Vater fragte, ob sie in ihrer Ehe glücklich sey, ihren Gatten zu vertheidigen, und, die Hölle im Herzen, und erzwungene Heiterkeit in den Mienen, den Greis zu überzeugen suchte, daß Alles, was man ihm von dem schlechten Betragen Heinrichs erzählte, nur falsche Berichte wären.

„Ich glaube Dir, meine liebe Katharina," sagte dann der Vater, „ja, ich muß Dir glauben; denn wüßte ich, daß Dein Gatte mich betrogen hätte, und Dir ein Leid zufügte! . . . Bei Gott! ich schwöre Dir's, von meiner eigenen Hand sollte er sterben . . ."

Inzwischen ging der unselige Gatte immer weiter in seinen Unthaten, und das Beßte, was Katharina thun konnte, war, ihm so wenig als möglich in den Weg zu gehen.

Eine Hoffnung blieb der armen verachteten Frau noch übrig. Sie fühlte sich gesegneten Leibes, und diese Kunde, dachte sie, möchte vielleicht ihren Gatten rühren,

und seine Liebe wieder erwecken. Eines Tages, da sie glaubte, der Augenblick wäre günstig, verkündete sie Heinrich die frohe Botschaft.

„Das ist gar nicht zu verwundern," sagte dieser, „denn es ist eine gewöhnliche Folge der Ehe."

Und dieß sagte er mit einem spöttischen Lächeln auf dem Gesichte, und ohne nur einen Blick auf seine Frau zu werfen, die ihn so lieb hatte. Katharina mußte das Zimmer verlassen, denn eine Fluth von Thränen entquoll ihren Augen.

So verflossen zwei traurige Jahre. Die Ungebundenheit Heinrichs nahm beständig zu, und der Schmerz Katharina's vermehrte sich in demselben Maße. Das große Vermögen schmolz täglich mehr zusammen. Katharina konnte endlich ihr unglückliches Loos ihrem Vater nicht mehr länger verborgen halten, und wollte bei ihm Trost suchen. Der Greis ward durch die traurige Erzählung seiner Tochter so ergriffen, daß seine Gesundheit die schon seit einiger Zeit merklich schwach geworden, dadurch einen heftigen Stoß erhielt, und daß er einige Tage darauf das Bett nimmer verlassen konnte. Seine Verzweiflung war herzzerreißend, und der Schmerz seiner Tochter wurde dadurch nur noch vermehrt. Einen Monat später gab der unglückliche Greis seinen Geist auf. In seinen letzten Augenblicken beweinte er noch das Schicksal seiner Tochter, und fluchte dem Unseligen, der sie ins Unglück gestürzt. Katharina war die einzige Erbin ihres Vaters, und trat nach dessen Hinscheiden in den vollen Besitz seines Vermögens.

Jetzt schien Heinrich seine schlechte Lebensweise ab-

legen zu wollen. Er schien zu seiner Frau zurückzukehren, und ohne sie gerade wegen der Vergangenheit um Verzeihung zu bitten, zeigte er doch durch sein Betragen, daß er Reue darüber fühlte. Mehr verlangte Katharina nicht, und sie schenkte ihm wieder ihre ganze Liebe, die noch lebendig in ihrem Herzen wohnte.

Doch die Bekehrung von Katharina's Gatten war lauter Schein, eitel Heuchelei. Er lauerte nur auf die Schätze seines Weibes. Er wußte sie durch Liebkosungen zu bewegen, und die arme Frau überließ ihm ohne Bedenken ihr Vermögen. Als er dachte, daß man ihm das Recht, das er darüber erhalten, nicht mehr bestreiten könnte, fing er wieder sein voriges Leben an, und setzte seinen Ausschweifungen keine Gränzen mehr. Noch einige Zeit, und das ganze Vermögen Katharinens würde verloren gewesen seyn, wäre nicht Jemand gekommen, welcher der armen Frau seine wohlthätige Hand gereicht.

Eines Tages fand sich in Katharina's Wohnung ein Fremder ein. Es war ein schon bejahrter Mann, von ziemlich hoher Gestalt, und sehr mager. Seine Kleider waren nicht sehr prächtig, und Niemand würde in ihm einen vom Glücke Begünstigten vermuthet haben.

Als er sich vor Katharina befand, gab er sich als einen der besten Freunde ihres verstorbenen Vaters zu erkennen. Dieß war genug, um von der Frau mit ungewöhnlicher Freundlichkeit aufgenommen zu werden. Der Fremde begann das Gespräch: „Meine liebe Frau," sagte er, „es wird Sie vielleicht sonderbar dünken, daß ich mich ungebeten um Ihre häuslichen Angelegenheiten kümmere; doch, stoßen Sie sich nicht daran, und, ich bitte Sie

darum, betrachten Sie mich wie Jemanden, der Ihnen nicht ganz fremd ist, und im Namen Ihres braven seligen Vaters zu Ihnen spricht, und für Sie Sorge tragen will."

Katharina antwortete: „Mein Herr, Sie können ruhig sprechen; ich höre."

„Zuvor muß ich Sie noch aufmerksam machen," sprach der Unbekannte, „daß ich nicht gewohnt bin, lange einzuleiten, und lieber ohne Umwege gerade dem Ziele zugehe. — Nun, zur Sache denn. — Ihr Mann, meine liebe Frau, ist ein lasterhafter Mensch, ein Schelm, der nicht verdient, daß ihn die Sonne bescheint . . ."

„Mein Herr!"

„Lassen Sie mich reden; ich kenne ihn besser, wie Sie, und ich wiederhole es, daß er ein Schelm ist. Er hat Sie geheirathet, weil Sie reich waren, und nur um Ihres Vermögens willen geliebt. Zuerst hat er das Geld seiner Eltern nutzlos verschwendet; dann hat er das Ihrige angegriffen, und nun ist er damit beschäftigt, es ebenfalls zu verzehren. Gut denn, dem muß ein Ende gemacht werden . . . Sie sind schon unglücklich genug."

Kaum hatte der Unbekannte diese Worte ausgesprochen, als plötzlich die Thüre des Zimmers sich gewaltsam öffnete, und Heinrich hereintrat. Er hatte vor der Thüre Alles erlauscht; die Wuth war allen seinen Zügen aufgedrückt, und wie rasend ging er auf den Fremden zu. Dieser sah ihm kühn in die Augen, und schien ihn ruhig zu erwarten.

Der Anblick des Unbekannten schien bei Heinrich

eine gänzliche Umwandlung hervorzubringen. Seine Wuth verschwand mit einemmale, und sein Blick wurde starr. Endlich öffnete er jedoch den Mund: „Mein ...“

„Nennen Sie meinen Namen nicht!“ unterbrach ihn der Fremde.

„Mein Herr! wer hat Ihnen das Recht gegeben, in mein Haus zu kommen, und mich bei meiner eigenen Frau zu verklagen?“

Der Unbekannte antwortete mit der größten Gelassenheit: „Dieß Recht hab' ich mir selbst gegeben.“

„Und ich befehle Ihnen,“ schrie Heinrich, „dieß Haus augenblicklich zu verlassen!“

„Und ich will,“ antwortete der Fremde mit derselben Kaltblütigkeit, wie zuvor, „daß Sie eher als ich diese Wohnung räumen.“

„Mein Herr, reizen Sie mich nicht; ich könnte sonst vergessen, daß Sie älter sind, als ich!“

„Lassen Sie sich dadurch nicht zurückhalten!“ sprach der Unbekannte, mit stolzem Trotze sein Haupt erhebend, „ich lache Ihrer Drohungen. Und nun, hören Sie mich! Sie sind lange genug der Henker Ihrer Frau gewesen; Sie haben lange genug Geld verschwendet, das Ihnen nicht gehört, und Ihre Frau und Ihr Kind bestohlen! Ich will, ich! verstehen Sie mich wohl, daß Sie augenblicks dieses Haus verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren!“

Heinrich schäumte vor Wuth; er trat auf den Fremden zu. Dieser machte einige Schritte rückwärts zum Fenster, holte inzwischen ein kleines Taschenbuch hervor, und sprach, indem er Heinrich einen Wechsel vor die

Augen hielt: „Mein Herr! kennen Sie diese Unterschrift?"

Heinrich warf einen Blick auf das Papier, und mußte sich an einen Sessel einhalten, so sehr schien er durch diesen Anblick frappirt. Der Fremde fuhr fort: „Diesen Wechsel habe ich bezahlt; denn diese Unterschrift ist mein Name . . . und dieser Name ist durch . . ."

„Schweigen Sie, mein Herr, um Gottes willen, schweigen Sie, ich bitte Sie; kein Wort mehr, und ich gehorche Ihnen in Allem!" schrie Heinrich.

Der Fremde schwieg einige Augenblicke, steckte das Papier wieder in sein Taschenbuch, und sprach dann, zu Katharina sich wendend, die eher todt als lebendig schien, und wie ohnmächtig in einen Sessel gesunken war: „Meine liebe Frau, Ihr Leiden nimmt so kein Ende, wird nicht merklich erleichtert. Ihr Gemahl, der nie diesen Namen verdient hat, muß dieses Haus verlassen, und Sie werden seiner abscheulichen Gesellschaft enthoben seyn. Er hat nur noch eine Bitte an Sie . . . Er hat kein Geld mehr; damit er leben kann, werden Sie ihm wohl gleichsam jährlich als Almosen, eine Summe Geldes zukommen lassen? Ich denke, fünfhundert Gulden möchten hinreichend seyn. Willigen Sie darein?"

„Ich willige in Alles," sagte sie; „o Gott, Gott! wie bin ich so unglücklich!"

„Ich hoffe, Ihr Gatte wird Ihnen dankbar dafür seyn," sagte der Unbekannte, und dann auf Heinrich zugehend, fuhr er fort: „Mein Herr, Sie können alle drei Monate Ihr Geld bei meinem Correspondenten in Antwerpen in Empfang nehmen; Sie kennen ihn." Und

noch näher auf ihn zutretend, flüsterte er ihm ins Ohr: „Und wenn Sie es wagen, Ihre Frau noch im Mindesten zu belästigen, werde ich Ihre Schande bekannt machen, und Sie wegen Unterschrift-Verfälschung dem Gerichte übergeben. Sie wissen, daß es mir dazu nicht an Beweisen fehlt. Und nun, gehen Sie . . .“

Heinrich verließ auf diese Worte das Zimmer, und einige Augenblicke später hatte er auch der Wohnung seiner Frau Lebewohl gesagt.

Der Fremde blieb noch einige Zeit lang bei Katharina, um ihr einige Erklärungen zu geben, und sie zu trösten. Er sprach mit ihr von ihrem verstorbenen Vater, der ihm, wie er sagte, stets ein Herzensfreund gewesen. Bevor er ging, verlangte er ihren Sohn, den kleinen Daniel, zu sehen. Er ließ das Knäbchen einige Augenblicke auf seinen Knien sich schaukeln, küßte es zärtlich, und gab der Frau, als er sie verließ, nochmals die Versicherung, daß sie fortan vollkommen ruhig seyn sollte, und daß er auf Alles ein wachsames Auge haben würde.

Was der Fremde gesagt, bewahrheitete sich. Heinrich störte seine Frau nicht mehr. Er war jedoch weit entfernt, von seinem ungebundenen Leben zu lassen. Die Gewohnheit war bei ihm stärker, als die Natur, oder besser gesagt, das Laster war ihm zur Natur geworden.

Katharina's Sohn wuchs inzwischen allmälig heran, und die Mutter vergaß mehr oder weniger ihr Unglück, da sie sah, welch gute Eigenschaften ihr Sohn an den Tag legte. Daniel war, an Seele und Leib, das getreue Ebenbild seiner Mutter. Er hatte einen sanften, zärtlichen Charakter, und war liebenswürdigen, aufge-

weckten Gemüthes. Als er allmälig in Jahren vorrückte, wurde er mit der Handlungsweise seines Vaters bekannt, welchen die gute Frau noch immer so viel als möglich zu schonen suchte, und er liebte seine brave Mutter deßhalb nur noch um so viel inniger. Er hatte ein gerades und gesundes Urtheil, und wußte die Traurigkeit bei Seite zu setzen, oder auch unter der Maske der Fröhlichkeit zu verbergen. Doch wir werden später auf den Jüngling zurückkommen; jetzt wollen wir mit ein Paar Worten die Geschichte Heinrichs vollenden.

Einen Monat vor Daniels Rückkehr war der Vater krank geworden. Eine Krankheit, welche anfangs nur eine Unpäßlichkeit schien, hielt ihn an's Lager gefesselt. Diese Zeit war günstig, um seinen Geist in vergangene Zeiten zurückschweifen zu lassen. Jetzt sah er erst ein, wie unglücklich er seine Frau gemacht, die ihn immer so zärtlich geliebt hatte, und jetzt fing er auch an, darauf zu denken, sich mit ihr zu versöhnen. Nachdem er lange gegen seinen Hochmuth und seine Scham gekämpft, ließ er Katharina bitten, sie möchte ihn einmal besuchen. Die gute Frau gewährte diese Bitte, und von nun an kam sie täglich zu ihm, und tröstete ihn, und ließ ihn mit Allem versorgen, was sein Zustand erheischte. Endlich, als seine Krankheit sich verschlimmerte, faßte sie den Entschluß, ihn nach ihrer Wohnung bringen zu lassen.

In diesem letzten Zeitpunkte war es, wo die brave Mutter ihrem Sohne geschrieben, und ihn gebeten hatte, nach Hause zu kommen. Daniel, welcher seiner schwachen Gesundheit wegen einige Jahre auf Reisen zugebracht, und diese Zeit dazu benützt hatte, seine Studien

in der Malerei fortzusetzen, welche er zu seinem Vergnügen betrieb, befand sich gerade in diesem Augenblicke nicht weit vom Vaterlande. Er konnte also mit der größten Eile der Bitte seiner Mutter genügen, und kam so, wie der Leser gesehen, gerade noch frühe genug, um seinem Vater Alles verzeihen, und ihn mit dem Himmel aussöhnen zu können.

IV.

Einige Tage sind seit Heinrichs Tode verflossen. Daniel und seine Mutter befinden sich in dem Zimmer, welches wir dem Leser bereits geschildert haben, und sitzend vor einem kleinen runden Mahagonytischchen.

Daniel hat ein weißes Papier vor sich liegen; er hält eine Feder in der Hand, und scheint auf das Dictat seiner Mutter zu warten. Eine Menge beschriebener Papiere bedecken den Tisch. Katharina ist damit beschäftigt, dieselben in Ordnung zu bringen.

„Bist Du bereit, Daniel?" fragte sie endlich, nach ihrem Sohne aufblickend.

„Ich warte nur auf Dich, Mutter," sagte der Jüngling.

Nun liest die Frau eine Menge Rechnungen ab, wovon Daniel immer die Summen aufzeichnet. Nach einiger Zeit sprach die Mutter: „Daniel, zähle einmal dieß zusammen."

„Siebenzehnhundert und eilf Gulden . . ." sagte der Jüngling. „Ist dieß Alles, Mutter?"

„Nein, mein Kind, hier sind noch eine Menge Rechnungen, schreibe nur weiter."

Daniel setzte sich wieder ans Werk, und summirte noch die übrigen Posten zusammen. Als endlich Katharina um die Totalsumme fragte, antwortete der Jüngling mit einem tiefen Seufzer: „Zweitausendsechshundert Gulden und siebenzig und eine halbe Centime."

Katharina schwieg eine Weile, und betrachtete traurig die auf dem Tische zerstreut liegenden Rechnungen. Daniel nahm wieder das Wort: „Mutter," sagte er, „mir scheint, daß er uns nach seinem Tode noch verfolgt."

„Kind," antwortete die Frau, „wie magst Du so sprechen? Hast Du schon aus dem Gedächtnisse verloren, daß ich und Du Deinem Vater verziehen haben?"

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl, meine Mutter, und was ich gethan habe, ist aus aufrichtigem Herzen gekommen; doch ich erwartete mir nicht . . ."

„Mein Sohn," unterbrach ihn Katharina, „wenn es so bequem wäre, zu verzeihen, und uns nur Vergnügen gewähren würde, so wäre das Verdienst auch nur sehr klein und wenig. Und doch, ich habe Dir dieß zu sagen vergessen, Dein Vater hat mir an seinem Sterbetage einige Worte darüber gesagt, und ich habe ihm versprochen, für Alles zu sorgen."

„Wenn es so ist, Mutter . . ."

„Und," fuhr die Frau fort, ihren Sohn noch einmal unterbrechend, „Du trägst den Namen Deines Vaters, und die Ehre dieses Namens muß so viel als möglich wieder hergestellt werden. Wir müssen trachten, daß Du nie darüber erröthen darfst."

„Genug, meine Mutter," sprach Daniel, „genug; verzeih' mir, was ich gesagt; thue, wie es Dir am besten dünkt; Du weißt, daß ich alle Deine Gefühle theile, und mich vollkommen auf Dich verlasse."

„Recht so, mein Sohn, ich kenne Dein Herz; doch ich will nicht, daß Du mir blindlings folgen sollst. Sage mir also gerade heraus, ob Du in Deinem Gemüthe denkst, wie ich, und ob das Opfer, das wir bringen, Dir nicht zu schwer fällt?"

„Durchaus nicht, meine liebe Mutter."

„Du weißt," fuhr Katharina fort, „daß unser baares Vermögen sehr zusammengeschmolzen ist, und daß wir fortan mit großer Sparsamkeit werden leben müssen?"

„Die Kunst, die ich bisher nur zu meinem Vergnügen getrieben," sprach Daniel, „soll mir nützlich werden. Ich werde Geld damit verdienen können, wie Andere, und werde vielleicht glücklich genug seyn, einstens all das Verlorene wieder einzubringen."

„Mein Sohn, ich verlange keine Schätze. Ehrlich durch die Welt zu kommen, ist mein größter Wunsch. Arbeite jedoch, mein Sohn; das Geld kann Dir einstens von Nutzen seyn. Um mich mußt Du Dich nicht bekümmern; denke nur an Deine Zukunft. Darum rathe ich Dir, darnach zu trachten, daß Du einige Bekanntschaften machst, und Dir einige Freunde erwirbst; denn allein, merke Dir's wohl, mein Kind, allein kann man nicht durch die Welt kommen."

„Du sollst nicht über mich zu klagen haben, meine liebe Mutter," antwortete der Jüngling, indem er auf-

stand, und einen zärtlichen Kuß auf die blasse Wange der Frau drückte.

„O, das weiß ich, mein braver Daniel," sprach Katharina, „ich kenne Dein gutes Herz, und ich danke dem Himmel dafür, daß er Dich mir zum Tröster geschenkt hat. Du siehst es, der Herr schlägt nie eine Wunde, außer er legt auch gleich eine Salbe darauf . . ."

„Noch eine Zeit lang fuhren Mutter und Sohn in einem herzlichen Gespräche fort. Daniel machte die schönsten Pläne für die Zukunft, und hoffte, seiner Mutter wohl noch einstens ein reichliches Auskommen verschaffen zu können. Er sah sich seine Lebensbahn vorgezeichnet, und gelobte sich, mit Muth und Ausdauer auf derselben fortzugehen. Ja die Phantasie des Jünglings ward beflügelt, und verlor sich in's Unendliche. Er irrte mit seinem Geiste in der Dichterwelt, über der irdischen erhaben, und fühlte sich von den schönsten Träumen hingezogen. Er sah Chöre von Himmelsgeistern, mit reichen goldfarbigen Flügeln, durch den unendlichen Raum hinfliegen; er hörte ihre entzückenden Gesänge in die Höhe steigen; er fühlte die Geister, er drückte sie in seine Arme, und schwebte mit ihnen im Triumphe durch den Himmel; er sah die schnelle Fama die Posaune an den Mund setzen, und befahl ihr, seinen Namen, neben denen anderer Sterblichen, ertönen zu lassen. — O Phantasie! was bist du für eine schöne, liebliche Verführerin! . . .

V.

Herr van Berchem ist ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, fünf Fuß hoch, vier Fuß im Umfang. Seine Haare sind grau und dünn gesäet, wie man zu sagen pflegt; er hat einen breiten Mund, eine mittelgroße Nase, kleine graue Augen, herabhängende Backen und ein doppeltes Kinn. Ein kurzer Hals, hervorspringender Bauch und dünne Beine vollenden das Conterfei dieser Person. Julie, seine Frau, ist eine große Frau, mit einem Schwanenhalse, und ungemein mager. Ihre feinen, schwarzen Locken sind schon mit manchen grauen Haaren durchwoben. Ihre Erscheinung ist jedoch nicht unangenehm. Sie hat einen schönen Mund und noch all ihre Zähne. Ihre schönen dunkelbraunen Augen haben einen sanften Ausdruck, und deuten auf eine gefühlvolle Seele. Ihre Hände sind weiß wie Milch. Ihre Tochter Maria kann ungefähr das Alter von dreiundzwanzig Jahren erreicht haben. Sie hat schwarze Augen, schwarze Haare, feine Gesichtszüge, eine schöngeformte Stirne und feingezeichnete Augenbrauen; ihre Haut ist weich wie Seide, und von einer lichtbräunlichen Tinte; mit einem Worte, sie ist ein himmlisches Mädchen.

Herr van Berchem (im Begriffe, seine Toilette zu machen). „Julie, sieh doch einmal, welch ein Esel der verfluchte Schneider ist. Erinnerst Du Dich noch, daß ich ihm sagte: „„Johann,““ sagte ich, „„trachten

Sie darnach, daß der Rock bequem und doch gut ausfällt!"" Ja! gut. Der Dummkopf! Sieh einmal, wie bequem er ihn gemacht hat! da! . , . ich verschmachte darin . . . Sieh' die Aermel an . . . wie schmal! wie eng! . . . Er denkt gewiß, daß ich so mager bin, wie ein Häring, oder wie er, der Ausgemergelte? Da! ich könnte eher mit meiner Hand an den Mond reichen, als diese Knöpfe hier vorne zumachen. Verfluchter Schelm! verwünschter Schlingel! Er glaubt gewiß, ein vernünftiger Mensch hat keinen Bauch, wie ein Kleiderstock . . . Und diese Aermel, sieh', wie meine Arme hineingezwängt sind. Es werden die Näthe aufspringen, das ist gewiß . . . und diese Aufschläge! wie klein, wie armselig! . . ."

Julie. „Mein lieber Mann, ich rathe Dir, einen andern Schneider zu nehmen."

Van Berchem. „Einen andern Schneider? Ja, Du hast auch Einfälle . . . einen andern Schneider, he! und was ist es dann? Gibt es einen einzigen ehrlichen Schneider in der ganzen Stadt Antwerpen?"

Julie. „Warum nicht? Das möchte doch zu verwundern seyn!"

Van Berchem. „Schweig, Frau, ich habe Mitleid mit Deinem beschränkten Urtheile! Du kennst die Schneider nicht, sag' ich Dir! — Weißt Du, warum mir dieser Rock schlecht geht, weißt Du, warum er verdorben ist, warum er zu eng ist?"

Julie. „Nun, warum, van Berchem, warum?"

Van Berchem. „Warum? Einzig und allein deßwegen, weil ich das Tuch nicht bei ihm gekauft habe,

weil ich das Tuch selbst dazu habe geben wollen, weil ich mich nicht doppelt von diesem Schelm betrügen lassen wollte, von diesem . . ."

Julie. „Das ist wirklich abscheulich."

Van Berchem. „Und weißt Du ferner, warum er zu klein ist? . . . Weil er die großen Abfälle durch die Scheere gezogen hat. Ich bin überzeugt, daß der Taugenichts von dem Ueberschusse eine Weste tragen und von dem Reste für seinen Jungen noch eine Mütze machen lassen wird."

Julie. „Sie sind wirklich Taugenichtse. Es ist abscheulich."

Van Berchem. „Abscheulich, ja, man könnte sich vor Wuth darüber zu Tode ärgern! Man möchte Feuer speien!"

Maria (mit sanfter halb spottender Stimme). „Aber Vater, mir däucht, der Rock steht Dir gar nicht so schlecht. Im Gegentheile, Du scheinst darin um zwanzig Jahre jünger."

Van Berchem. „Aber Kind, ich kann ihn ja nicht zuknöpfen."

Maria. „Gut, Vater; aber das ist jetzt Mode: man knöpft die Röcke nicht mehr zu; die Knopflöcher leiden dadurch zu sehr."

Van Berchem. „Es ist möglich, daß dieß jetzt Mode ist; aber meine Mode ist es doch nicht, in meinen Kleidern wie gefangen zu seyn. Und dann bin ich gewiß, daß der Rock schlecht genäht ist. (Er zieht an der Naht.) Da steh' einmal, wie die Stiche zum Vorscheine kommen . . . Betrügerei! sag' ich Dir. Und

dann die Knopflöcher, ich bin überzeugt, daß kein Richtfaden drinnen ist! . . . Der Spitzbube! er hat gut gethan, den Rock zu enge zu machen, und mir die Möglichkeit zu benehmen, ihn zumachen zu können; denn ich weiß gewiß, daß die Knopflöcher bald reißen würden."

Maria. „Nun, Vater, Du magst sagen, was Du willst, ich bleibe auf meiner Behauptung, daß Dir der Rock wie angegossen sitzt."

Van Berchem. „Ja, ja, er sitzt mir wie angegossen, ich fühl' es wohl . . ."

Herr van Berchem geht einige Augenblicke ungeduldig und vor sich hin murmelnd im Zimmer auf und nieder. Endlich sagt er: „Nun, Frau, und Du, Maria, macht jetzt auch ein wenig Anstalten. Die Gesellschaft kann alle Augenblicke kommen, und Ihr werdet noch nicht angekleidet seyn. Ich muß Euch doch an Alles erinnern und auf Alles ein Auge haben. Geht, ich werde inzwischen hier Alles in Ordnung bringen."

Maria entfernte sich mit ihrer Mutter. Herr van Berchem beschäftigt sich nun damit, die Stühle in Ordnung zu stellen; er nimmt eine Federbürste, und stäubt das Piano ab. Hierauf legt er einige Musikbücher auf kleine Pulte, die hinter dem Klavier in einem Halbkreise herumstehen. Nun steckt er die Wachskerzen auf die Leuchter, und als er glaubt, daß Alles in Richtigkeit sey, geht er vor den Spiegel hin, um seinem Halstuche, seinem Hemde und breiten Hemdkragen die schönste Lage zu geben, deren sie fähig zu seyn scheinen.

Nun ist Alles in Bereitschaft, nun gibt es nichts mehr zu thun; die Gäste dürfen kommen.

Herr van Berchem spaziert langsam durch das Zimmer; er erwartet jetzt die Gesellschaft mit Ungeduld. Es wundert ihn, daß noch Niemand erscheint: Alles ist schon bereit, und er erwartet sie noch immer . . .

Er bleibt eine Viertelstunde in ungeduldiger Erwartung. Plötzlich öffnet sich die Thüre des Saales; es sind wahrscheinlich Gäste! Van Berchem fühlt sich erröthen; er gibt seinem Gesichte einen lächelnden Ausdruck und macht zwei Schritte auf die Thüre zu. Ein Compliment liegt schon auf seinen Lippen bereit. Die Thüre geht inzwischen vollends auf, und van Berchem hat bereits sein Compliment begonnen, als er in den Eintretenden endlich seine Frau und seine Tochter erkennt: „Nun," rief er, „was kommt denn Ihr schon? Es ist noch Niemand von den Geladenen da. Geht, wir dürfen nicht das air haben, sie so ungeduldig zu erwarten; das ist mauvais genre!"

Julie. „Im Gegentheile, mein lieber Mann, es scheint mir, daß wir den Eingeladenen schuldig sind, Ihnen diese Ehre zu erweisen."

Van Berchem. „Frau, ich wiederhole Dir noch einmal, daß Du einen beschränkten Verstand besitzest, daß Du kein savoir-vivre hast. Nun, geht jetzt, es ist genug, daß Ihr bereit seyd; wenn es Zeit ist, werde ich Euch rufen lassen."

Van Berchem nimmt seine Frau und Tochter sanft bei der Schulter, und zwingt sie, das Gemach zu verlassen. Hierauf fährt er fort, im Saale auf und nieder zu gehen. Einen Augenblick später treten ein Paar Gäste ein.

„Ei, die liebe Elisa und der wackere Florent!“ ruft van Berchem. „Sie haben eine Ehre davon, Sie sind die Ersten.“

Fräulein Elisa und Herr Florent machen die nöthigen Verbeugungen. Ein zweites Mal geht die Saalthüre auf. Herr van Berchem bringt andere Begrüßungen hervor, und erhält deren zurück. Noch ein drittes, viertes Mal öffnet sich die Thüre, und jedesmal treten neue Gäste ein. Van Berchem schwitzt Wasser und Blut; er ist mit seinen Complimenten, die er eingelernt, zu Ende; er kann nur mehr dieselben wiederholen, und fürchtet, sich lächerlich zu machen. O, wo sind jetzt seine Frau und Maria! ... „He, Johann, rufe meine Frau und Maria!“

Dieser Befehl wurde durch den Bedienten vollzogen. Einen Augenblick später treten zwei Damen ein. Van Berchem schnaubt ihnen ins Ohr: „Wo bleibt Ihr doch! Ihr seyd nie da, wenn man Euch braucht!“

Die Damen thun, als ob sie nicht hörten, und gesellen sich zu der schon zahlreichen Gesellschaft. Durch van Berchems Benehmen erscheinen sie selbst als Gäste, die eben eintreten. Ein leichtes Roth bedeckt die Wangen Maria's. Diese Farbe verschwindet jedoch bald, und das liebe Mädchen weiß sich alsogleich der Gesellschaft angenehm zu machen. Julie spricht laut und macht viele Complimente. Einigen ist die Frau angenehm, andern unerträglich. Die am vernünftigsten seyn wollen, schenken ihr wenig Aufmerksamkeit, und suchen mit Maria ins Gespräch zu kommen.

Die Gesellschaft ist noch nicht ganz beisammen, als

van Berchem auf seine Tochter zugeht, und ihr ins Ohr flüstert: „Soll ich der Gesellschaft einige Erfrischungen anbieten lassen?“

„Es ist noch zu früh, Vater,“ antwortet das Mädchen.

„Das finde ich nicht,“ spricht van Berchem bei sich, und geht, im Stillen seine Befehle zu geben. Der Bediente Johann erscheint bald mit einem mit feinen Getränken und Limonade bedeckten Tische. Niemand genießt etwas. Van Berchem allein nimmt ein Glas Limonade: „ich werde ein Beispiel geben müssen,“ denkt er.

Sein Beispiel findet nur einen einzigen Nachahmer.

Ehe wir dieses Schauspiel fortsetzen, wollen wir unsern Lesern einige Worte zur Erklärung mittheilen, und ihnen sagen, wer der Herr van Berchem ist.

Dreißig Jahre vor der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, kam ein junger Bauer aus einem der umliegenden Dörfer nach Antwerpen, in der Absicht, sich dort auf den Kaufhandel zu legen. Er hatte eine gewisse Art Gelehrheit bei dem Küster des Dorfes sich erworben, und dieß war ihm genug; er besaß einiges Geld, und sein Grundsatz war; der Kaufhandel ist eine Lotterie, und vollkommen dem Zufalle unterworfen. Man braucht dazu keine andern Kenntnisse, als gut rechnen zu können. — Wir wollen hier nicht untersuchen, ob der Grundsatz des Herrn van Berchem auf festem Grunde ruhte; doch das ist gewiß, daß der plumpe Bauer immer Glück hatte, daß alle seine Unternehmungen gut ausfielen, und daß er nach Verlauf von fast dreißig Jahren für gut fand, den Handel aufzugeben, den Rest seiner Tage in Ruhe zu beschließen, und seinen Reichthum zu genießen.

Mit all dem war Herr van Berchem immer ein plumper Bauer geblieben. Unter seinen kostbaren Kleidern sah man noch stets mehr oder minder den Pflug durchscheinen, und sein reicher Spazierstock mit dem goldenen Knopfe erinnerte unwillkürlich an den eichenen Stab, mit dem er in seiner Jugend die Heerde auf die Weide trieb.

Doch dieß hinderte nicht, daß van Berchem in der ganzen Stadt gerne gesehen wurde. Seine natürlichen guten Eigenschaften beherrschten seine Unbehülflichkeit, und wir können dem braven Manne nur zwei Fehler vorwerfen, nemlich: sein immerwährendes mürrisches Wesen, und seinen unüberwindlichen Eigensinn. Dieß letzte Gebrechen, sagte man, wäre der Hauptgrund seines Glückes gewesen. Seine Frau Julia oder Julie, wie er sie nannte, war eine gute Frau, und ihrem Manne vollkommen unterworfen. Sie hielt sich überzeugt, daß er wirklich großes Geistesvermögen besaß: das erworbene Vermögen war ihr ein unumstößlicher Beweis davon. Sie kannte auch seinen Starrsinn, und hatte schon lange gelernt, sich seinem Willen zu beugen, überzeugt, daß durch Widerstand nichts auszurichten wäre.

Maria hatte wenig Aehnlichkeit mit ihren Eltern. Nur die Sanftmuth und Nachgiebigkeit ihrer Mutter besaß sie, doch in geringerem Grade. Die Natur hatte sie mit einem lebhaften Geiste und gesunden Urtheile ausgestattet. Ihr Herz war für das Schöne empfänglich, und ihre Seele war rein und fleckenlos, wie die Seele eines Engels. Sie war der Trost ihrer Mutter, der Stolz ihres Vaters, und nicht selten ver-

mochte sie auf Letzteren einen guten Einfluß auszuüben. Sie hatte ihn schon dreimal in ihrem Leben von einem absurden Gedanken abgebracht; ein Sieg, dessen sie sich allein auf Erden rühmen durfte.

Wir haben bereits gesagt, daß das Mädchen unvergleichlich schön war.

Kehren wir nun zu unserer Gesellschaft zurück.

Alle Eingeladenen sind versammelt. Van Berchem sieht mit Vergnügen, daß man bereits angefangen hat, seine Getränke zu kosten. Die Unterhaltung ist lebhaft, und mancher Scherz durchfliegt den Saal. Mit einemmale erhebt van Berchem seine Stimme: „Meine Herren und Damen, die Musik beginnt; Jeder auf seinen Platz.“

„Die Komödie fängt an,“ sagt ein liebes hübsches Mädchen.

„Van Berchem kommt mir vor wie ein Schauspieldirector,“ sagt ein Herr, das Mädchen, welches eben gesprochen, mit einem erzwungenen Lächeln betrachtend.

„Ich sehe den Mann gerne,“ sagt ein anderer, der schlimm erscheinen will, „seine Weine sind ausgezeichnet.“

Inzwischen haben die Musiker, die theils Liebhaber, theils bezahlte sind, ihre Instrumente zur Hand genommen. Man wartet nur auf das Zeichen, um eine **Ouverture** zu beginnen. Das Zeichen wird gegeben, und der ganze Saal erdröhnt. Einige Damen, die sehr zarte Gehörnerven haben, müssen sich die Ohren zuhalten. Van Berchem wollte mit aller Gewalt haben, daß Blechinstrumente zu dem Concerte verwendet würden. Sonst kommt ihm die Musik zu schwach vor, und kann seine Seele, wie er sagt, nicht ergreifen.

Der Flötenspieler. „Wie finden Sie dieses monster concerto?“

Der Clarinettist. „Abscheulich schön; ein vollkommener Charivari.“

Der Flötenspieler. „Sehen Sie einmal den alten van Berchem an; er fühlt sich in den dritten Himmel versetzt; er ist schon im Gespräche mit St. Pauwel.“

Der Clarinettist. „Ich glaube wahrhaftig, daß der Bursche ein blechernes Trommelfell hat; er findet nur an Tönen Geschmack, welche die Ohren zerreißen.“

Der Flötenspieler. „Haben Sie seinen Rock schon bemerkt? Er sieht darin aus wie ein Unding.“

Der Clarinettist. „Schweigen Sie; Sie machen mich sonst lachen.“

Der Flötenspieler. „Und seine ehrwürdige Frau Gemahlin! Sie hat viel Aehnlichkeit mit einer Nürnberger Puppe. Es ist doch eine brave Frau.“

Der Clarinettist. „Und das ist die Mutter eines solchen Engels von einem Mädchen . . .“

Hier kam die Reihe an die beiden Sprechenden, beim Concerto einzufallen, und so lange das Stück noch dauerte, konnten sie kein Wort mehr wechseln.

Als die Ouverture geendet war, trat eine schon bejahrte Person an's Piano. Es war Maria's Musiklehrer. Ein sanfter Ausdruck lag in seinem Gesichte; die Güte strahlte aus seinen blauen Augen, und Gang und Bewegung verriethen eine gewisse Furchtsamkeit, die nur durch den beständigen Umgang mit Menschen etwas gemildert war. Er setzte sich vor's Piano, seine langen

Finger liefen mit Blitzesschnelle über's Klavier hin, und ein Strom von Harmonie durchfluthete den ganzen Saal. Nun erhob er seine Blicke auf das Musikbuch, das aufgeschlagen vor ihm lag, und plötzlich an die Gesellschaft sich wendend, sprach er: „Herr Daniel, wollten Sie uns nicht das Vergnügen machen, dieses Stück mit der Violine zu begleiten?"

Der Jüngling, an den diese Worte gerichtet waren, und der ebenderselbe Daniel war, den der Leser bereits kennt, suchte sich zu entschuldigen; doch Herr van Berchem, so wie eine Menge Mädchen aus der Gesellschaft, drangen so sehr in ihn, daß er den Wunsch erfüllte, und zum Piano trat. Einer der Musiker überreichte ihm eine Violine.

Als Daniel neben dem Pianisten stand, warf er diesem einen Blick zu, der sagen wollte; „Warum verlangen Sie d a s von mir?"

Der Pianist verstand diese Augensprache, und antwortete stille: „Wir spielen nur für uns Beide."

Das Duo begann, und der Saal schien einigen anwesenden Musikkundigen wie in einen Himmel umgeschaffen. Melodienströme brausten aus dem Piano, und Daniels Instrument tönte dazwischen, wie ein langer Seufzer, der sich aus der Tiefe eines Herzens erhob, um in andere Herzen zu dringen. Die Seelen der beiden Tonkünstler waren wie in einander verschmolzen. Sie umarmten einander, sie kos'ten sich, sie weinten oder jauchzten zusammen, und fühlten sich über das Irdische erhoben. Als sie aufhörten, waren beide Künstler ergriffen. Eine dunkle Röthe hatte ihre Wangen bedeckt,

und ihre Augen glühten von einem ungewöhnlichen Feuer. Der Pianist drückte Daniel die Hand, und beide gingen nach ihren Plätzen zurück. Sie hörten die Bravo's und das Beifallklatschen nicht, das ihnen die Versammlung zusandte. Der Jüngling bemerkte nur, daß sich eine Thräne aus Maria's Auge schlich, und daß das Mädchen erröthete.

Van Berchem sagte zu einer Person, die neben ihm saß: „Was mich betrifft, Herr N., so hat mir das vorige Stück besser gefallen."

„Mir auch!" sprach der Angeredete mit einem leichten Lächeln.

Jetzt wurde ein Quatuor ausgeführt, und hierauf wurden abwechselnd von den Fräulein und jungen Herren Romanzen vorgetragen, deren Ausführung jedoch, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, unter der Mittelmäßigkeit blieb.

Maria weigerte sich diesen Abend standhaft, etwas zu singen. Dieß schien Herrn van Berchem zu wundern, und seinem Gefährten, den er darüber fragte, kam es ebenfalls unbegreiflich vor. Dieser Letztere warf einen untersuchenden Blick zuerst auf das Mädchen und dann auf Daniel, und ein leichter Unwille durchzuckte sein Gesicht.

„Wer ist dieser Herr Daniel?" fragte er van Berchem.

„Ich kenne ihn nur dem Namen nach," antwortete dieser. „Maria's Musiklehrer hat ihn eingeführt; er scheint mir ein wackerer junger Mann zu seyn; er war lange vom Vaterlande ferne und es scheint, daß er ein guter Maler ist."

„Dann ist er der Sohn des Heinrich B....?"

„Eben der; doch er ist gerade das Gegentheil seines Vaters. Seine Mutter ist eine brave Frau, die von der ganzen Stadt mit großer Achtung behandelt wird."

Hier wurde das Gespräch abgebrochen, denn Herr van Berchem stand auf und mischte sich unter die Gesellschaft.

Das Concert ging zu Ende und allmälig verließ die Gesellschaft die Wohnung des Herrn van Berchem.

Maria war die ganze Nacht über traurig. Der Schlaf wollte sich ihrem Lager nicht nähern. War der Eindruck der Musik Schuld daran, oder mußte man es einer anderen Ursache zuschreiben? —

Dieß wird uns ohne Zweifel der Verlauf unserer Geschichte lehren.

VI.

„Willkommen, mein bester Daniel!" rief Herr Martin, von seinem Piano aufstehend, „setzen Sie sich."

Daniel drückte seinem Freunde die Hand und genügte seiner Aufforderung.

„Gute Nachrichten, mein Freund," fuhr Martin fort. „Ich habe mit Herrn van Berchem gesprochen und er hat mir den Auftrag gegeben, mit Ihnen über das Stundengeld übereinzukommen."

„An letzterem ist mir wenig gelegen," antwortete der Jüngling mit einem freudigen Ausdrucke auf seinen Zügen.

„Im Gegentheile," sagte Martin, „dieß ist eine Sache

vom größten Interesse: Sie wissen, was Sie beschlossen haben. Sie wollen Nutzen aus Ihrer Kunst ziehen; es muß also gerechnet werden."

„Nutzen aus der Kunst ziehen!" wiederholte der Jüngling mißmuthig, „ist Ihnen dieser Gedanke nicht peinlich, mein Freund?"

„Ich verstehe, Daniel; doch, was wollen Sie? Wir leben in einer Zeit, wo Alles feil geboten werden muß. Der Künstler muß sich bekannt machen, man sucht ihn nicht mehr auf. Der Maler muß sagen: Seht hier meine Werke! das ist schön! . . . Wie viel wollt Ihr mir bezahlen, wenn ich es Euch gebe? — Der Tonkünstler muß sagen: hört einmal, verlaßt einmal auf einige Augenblicke Eure Geschäfte, um auf meine Kunst zu merken. Hört einmal: ich werde Euch göttliche Lieder hören lassen, Ihr werdet mit mir durch die Himmel schweben, ich werde Euch die Erde mit ihren Mühen und Lasten auf einige Augenblicke vergessen machen und dann, sagt mir: wie viel wollt Ihr mir dann geben? wie oft wollt Ihr mir erlauben, daß ich Euch diese himmlischen Genüsse verschaffe . . . und meinen Lohn dafür erhalte? . . . Oder gar noch ärger: — Darf ich, wenn des Abends Eure Säle von Menschen wimmeln, wenn Ihr dort den Becher des Lebens an die Lippen setzt, wenn Ihr Euch müssig auf Eure Ruhebette dehnt und Eure Eitelkeit zur Schau stellt, darf ich dann kommen, um einige Stunden lang meine himmlische Kunst zu entheiligen, um Eure gefühllosen Ohren zu kitzeln, um als ein Meubel Eure Säle zu zieren — und werdet Ihr mir dann einen guten Lohn geben? . . ."

„Hören Sie auf!“ seufzte Daniel, „diese Schilderung ist zu schrecklich!“

„Diese Schilderung ist die reine Wahrheit, mein Freund. Was wollen Sie? wer in der Gesellschaft lebt, muß sich nach der Gesellschaft richten.“

„Es ist schön, dagegen zu kämpfen!“

„O, ich habe lange, lange gekämpft, mein Freund; ich habe dabei meine schönsten Kräfte verloren und war doch endlich gezwungen, meine Kunst dienen zu lassen. Ich bin auch einst jung und jugendlich gewesen, wie Sie jetzt, Daniel; doch meine schönen Träume habe ich, einen nach dem andern, verschwinden sehen. Ich habe gegen den Strom gekämpft, lange gekämpft, und doch hat er mich endlich schwindlich in seiner Strömung mit fortgerissen. O Freund, Sie wissen noch nicht, was man Alles durchmachen muß, um die Kunst rein und unbefleckt in seiner Seele zu bewahren! . . .“

„Martin, Ihre Worte sind entmuthigend; Sie wissen nicht, wie sie mir das Herz durchschneiden; ich habe Sie nie so sprechen hören.“

„Es hat sich nie die Gelegenheit so dazu gegeben, mein Freund. Vor Ihrer Reise in's Ausland waren Sie noch zu jung; als ich Ihnen noch Unterricht in der Musik gab, würden Sie eine solche Sprache nicht verstanden haben. Allein jetzt will ich, jetzt muß ich sprechen. Es ist besser, Sie lernen Ihre künftige Stellung vorher kennen. Der Schmerz, den Sie später fühlen werden, wird um so leichter erscheinen. Und doch, mein lieber Daniel, doch sollen unsere Seelen nie befleckt werden, und die Kunst, die heilige Kunst wird

nicht sterben, so lange sich noch zwei Künstler begegnen, so lange man noch bisweilen seine Seele in eine andere ergießen kann, die uns versteht... Doch lassen wir dieß und fahren wir fort. Sie haben sich also entschlossen, Daniel, von Ihrer Kunst zu leben?"

„Ich will es Ihnen gerade heraus sagen," seufzte der Jüngling, „ich habe die Nothwendigkeit dessen eingesehen; doch ich sehe auch, welche Schwierigkeiten sich mir darbieten."

„Zwei Wege gibt es, auf denen Sie Ihr Ziel erreichen können; der eine ist, die Gunst der Menge durch Charlatanismus zu gewinnen; der andere ist, sich diese Gunst durch Offenheit und wahre Verdienste zu erwerben."

„Ich habe beschlossen, diesen letzten Weg zu wählen."

„Der andere ist bequemer..."

„Ich weiß es; doch ich fühle mich zu groß, um solche Mittel zu gebrauchen. Nein, nie werde ich bei einem niedrigen Brodschreiber mir einige Lobhudeleien erbetteln. Nie mag ich meinen Ruhm dem verderblichen Journalismus verdanken!"

„Gut, Freund; ich weiß es, Sie können, so wenig als ich, anders denken; aber klagen Sie dann auch nicht, wenn Sie sich immer zurückgesetzt sehen, wenn Sie sich in Ihren spätern Lebenstagen vergessen und verkannt fühlen, wie ich."

„Mag es immer so gehen, mein Freund; es soll mir nicht an Muth fehlen. Ich habe seit einiger Zeit meine Lehrjahre begonnen und ich versichere Sie, daß ich schon Vortheil daraus gezogen habe und daß ich mich so schnell nicht ergeben werde."

„Gut, Daniel, denken Sie immer so, Sie werden es nöthig haben; denn der Stand, dem Sie sich hingeben wollen, bringt viele Widerwärtigkeiten mit sich. Es werden Ihnen Schüler vorkommen, deren beschränkter Verstand keiner Unterweisung fähig ist, die nach jahrelanger Arbeit so viel gelernt haben werden, als am ersten Tage. Auf wen glauben Sie, daß die Eltern die Schuld davon wälzen? Auf niemand Andern, als auf den Lehrer, als ob er im Stande wäre, zu bewirken, daß ein Blinder sehend wird, daß ein Krüppel seine gesunden Glieder erhält und aufrecht geht .... Andere, mein Freund, werden es Ihnen mitunter fühlen lassen, daß Sie ihnen untergeben sind, daß Sie bezahlt werden und daß Sie ihnen dienen müssen. Sie werden Mütter finden, die Ihnen werden zeigen wollen, welche Lehrmethode Sie anwenden sollen; Väter, die Ihre Arbeiten bekritteln und tadeln. Und Sie werden dieß Alles, ohne ein Wort zu erwiedern, ertragen müssen... o Freund! bevor Sie darüber hinausgekommen, werden Sie sich oft die Brust zerrissen fühlen, werden Sie gar manche stille Thräne der Erbitterung vergießen!"

„Martin, Martin, hören Sie auf; Sie sind heute in einer wirklich schlechten Laune!"

„Nicht doch, Daniel," antwortete der Tonkünstler, und nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr er fort: „Was ich da eben gesagt habe, mein Freund, kann durchaus nicht auf Maria angewendet werden. Nein, dieß ist ein göttliches Mädchen und unfähig, Jemanden den mindesten Kummer zu verursachen. Herr van Berchem ist, obwohl etwas wunderlich, doch kein schlimmer

Mann; seine Frau ist die Güte selbst, und ich bin gewiß, daß Sie über diese erste Lection, die ich Ihnen zubringe, nicht klagen werden."

Martin unterbrach nun das Gespräch dadurch, daß er eine Arie auf dem Piano zu spielen anfing. Unwillkürlich sang er die Worte dazu und Daniel fiel, bis in's Tiefste seiner Seele gerührt, mit ein, und zusammen sangen sie ein italienisches Duo, welches beider Seele in Begeisterung fortriß und die schwarzen Gedanken verscheuchte, die ihren Geist gefesselt hatten.

Als das Lied zu Ende war, drückte der Jüngling seinem Freunde die Hand und sprach mit fröhlicher Miene: „Also, mein guter Martin, morgen gebe ich Maria meine erste Lection. Ich überlasse es gänzlich Ihnen, die Bedingungen festzustellen . . . . Und nun, wollen Sie mir das Vergnügen verschaffen, einen Spaziergang mit mir zu machen?"

„Zugestanden!" sprach Martin und nahm Hut und Stock.

Beide verließen die Stadt und wanderten in der Umgegend herum.

Es war schon vollkommen Abend, als die beiden Freunde die Stadt wieder erreichten. Daniel begab sich in seine Wohnung und Martin stattete Herrn van Berchem einen Besuch ab, um mit ihm über Daniels Lectionen zu sprechen. Dieß Gespräch lief ziemlich gut ab. Der Herr van Berchem kam, nach vielem Hin- und Herreden, endlich mit dem Tonkünstler überein. Als Alles in Ordnung war, ließ er seine Tochter rufen, kündigte ihr an, daß Herr Daniel ihr fortan Unterricht im Landschafts-

malen geben würde, und machte sie besonders aufmerksam, was ihm dieß für Kosten verursachte, und daß es also ihre Pflicht wäre, möglichst viel Nutzen aus den Lectionen zu ziehen, damit, wenn zu Ende des Jahres die balans gemacht würde, der Gewinn in der Kunst mit dem Verlust an Gelde übereinkäme.

VII.

Maria an Elisabeth.

Ich weiß nicht, meine liebe Freundin, warum ich Dir schreibe. Ich habe Dir durchaus nichts Neues mitzutheilen, außer daß ich vor einigen Tagen angefangen, Unterricht im Malen zu nehmen;.... und doch fühle ich mich getrieben und fast gezwungen, Dir zu schreiben. Ich weiß nicht, mich dünkt, daß etwas Ungewöhnliches in meinem Herzen vorgeht: ich fühle mich wie von Freude übergossen und weiß doch keinen Grund dazu anzugeben. Dieß ist nicht natürlich, und ich fürchte mich fast vor mir selbst. Ich bin so sehr zum Sprechen aufgelegt, daß ich mir oft die größte Mühe geben muß, um nicht irgend eine Ungeschicklichkeit zu begehen. Dieß geht so weit, daß ich mich oft darauf ertappe, wie ich eben das Wort an mein Stickzeug richte.... Du wirst darüber lachen, meine liebe Lisbeth, wie ich selbst in ruhigern Augenblicken thue.

Das Zuhausebleiben langweilt mich. Es ist jedoch in unserer Wohnung nichts verändert: die Veränderung muß allein in meiner Seele, in meinem Geiste geschehen

sein; doch aus welchen Gründen? — Ich möchte aus der Stadt eilen und auf dem freien Felde mich ergehen, und laufen und springen und Blumen suchen, wie ein Kind. Verstehst Du etwas von diesem Zustande? ich nicht. — Nie sind mir solche Bemerkungen in den Sinn gekommen: Alles scheint sich mir seit einiger Zeit verschönert zu haben. Die Farbe der Blumen ist reicher und mannigfaltiger, ihr Duft balsamischer; das Grün der Pflanzen und Bäume ist frischer; das Wasser scheint mir kühler und klarer; mir däucht, die Sonne habe nie so hell geschienen, der Mond sei nie so sanft durch die Fensterscheiben in mein Schlafzimmer gedrungen. Die Musik entzückt mich mehr als je. Ich habe auch an Geläufigkeit gewonnen, und täglich sehe ich auf Herrn Martin's Gesichte die Freude strahlen: „Maria," sagte er gestern zu mir. „Sie werden jetzt zur wahren Kunst übertreten: bis jetzt ist Ihnen die Musik nur ein Handwerk gewesen."

Meine liebe Lisbeth, ich fürchte sehr, daß Du all Dieß nur Grillen nennen und über mein kindisches Wesen spotten wirst; doch mag es sein. Ich habe Dir schreiben wollen, um einmal mein Herz ein wenig ergießen zu können, jetzt fühl' ich es. Ich habe Dich den Zustand meiner Seele kennen lehren wollen; denn, Du weißt es, ich bin keine von diesen starken Seelen, die Schmerz und Freude in ihrem Busen verschließen können, und fähig sind, Alles allein zu tragen: Ergießung, Mittheilung meiner Gefühle ist mir eine Nothwendigkeit.

Sage mir doch einmal, meine gute, verständige Lisbeth, wenn die Vergnügungen, die Dich in Brüssel um=

ringen, Dir zulassen, an mich zu denken, was dieser fremde Zustand meiner Seele wohl bedeuten mag? Du, die Du die Gefühle so gut zergliedern kannst, Du wirst mir gewiß dieß Alles erklären.

Lebe wohl, meine liebe Freundin! Es umarmt dich herzlich

Deine **Maria.**

VIII.

Maria an Elisabeth.

Ich habe Deinen Rath befolgt, meine liebe Lisbeth; doch ich weiß nicht, ob ich mich nicht eher darüber zu beklagen, als zu freuen habe. Ich habe getrachtet, mein Herz zu untersuchen, meine Gefühle zu prüfen, und zu sehen, ob sich nicht Liebe in mein Herz geschlichen. Fürwahr, dieses Gefühl, Liebe, was ich kaum niederzuschreiben wage, würde mir nie in den Sinn gekommen sein. Nein! Liebe ist nicht in meinem Herzen.... Ich sagte Dir eben, daß es mich fast gereut, Deinem Rathe gefolgt zu sein, und zwar, weil meine Freude, meine Munterkeit verschwunden ist. Eine beständige Träumerei, welche ich so wenig als meine vorige Munterkeit deuten kann, hat nun die Stelle dieser Letztern eingenommen. Meine Seele ist aufgeregt. Ich suche, und finde nichts, was mein Gemüth befriedigen kann. Ich bin ganz verwirrt, meine liebe Lisbeth. Sonst konnte ich mit Ruhe und Fassung den Lectionen des Herrn Daniel beiwohnen; jetzt erschrecke ich, wenn die Zeit derselben herannaht.

Ich wage ihm nicht mehr in's Auge zu schauen; meine Hand bebt, wenn ich in seiner Gegenwart einige Pinselstriche auf die Leinwand machen soll. Es ist, als ob meine Traurigkeit ansteckend wäre. Auch Daniel getraut sich beinahe nicht mehr zu sprechen. Herr Martin muß es merken; denn bisweilen schüttelt er das Haupt und scheint etwas sagen zu wollen; doch hält er immer, wie mir scheint, seine Worte zurück. Wie lange, Lisbeth, wie lange wird dieser neue Seelenzustand dauern?....

Deine unruhvolle

Maria.

IX.

Elisabeth an Maria.

Meine gute Maria, die Liebe hat sich Deines Herzens bemeistert. Du liebst, und Herr Daniel ist es, den Du liebst.... Mehr schreibe ich Dir heute nicht. Ich habe eben erst Deinen Brief erhalten und man erwartet mich zur Abreise. Ich werde mit meiner Mutter einige Zeit auf dem Landgute der Frau A. zubringen. Doch laß Dich dadurch nicht hindern, mir zu schreiben: ich habe den Auftrag gegeben, mir die Briefe zuzusenden, die inzwischen ankommen sollten. Bei meiner Rückkehr nach Brüssel, die denn doch nicht lange anstehen wird, will ich Dir über Alles weit und breit antworten. Du bist jünger als ich, meine liebe Maria; ich kann Dir daher rathen. Bis dahin lebe wohl!

Deine Dir stets ergebene

Lisbeth.

X.

Maria an Elisabeth.

Ich habe über Deine Lectionen gut nachgedacht, meine brave Lisbeth, und habe sie sehr schön gefunden. Was mir jedoch am besten gefiel und mir am meisten schmeichelte in Deinem letzten Briefe, dem zweiten, den Du mir seit Deiner Rückkehr nach Brüssel geschrieben, ist die ungekünstelte Aufrichtigkeit, mit welcher Du zu mir sprichst, und bei welcher Dein gefühlvolles Herz, welches mir so sehr geneigt ist, in all seiner Reinheit durchblinkt. Ich will meinerseits auch nicht an Aufrichtigkeit nachstehen, und um Dir einen Beweis davon zu geben, will ich Dir Alles, Alles erzählen und Dich in meinem Herzen wie in einem offenen Buche lesen lassen.

Ja, meine Liebe, diese erste Munterkeit und dann diese Betrübniß waren nur Zeichen des Gefühles, das sich zum erstenmale in mein Herz geschlichen. Ja, es war Liebe, und jetzt seh' ich nur zu klar, daß ich Daniel liebe, seitdem ich ihn zum ersten Male erblickt habe. Jetzt kann ich mir erst Alles erklären und jetzt scheint mir Alles so deutlich, daß ich nicht begreifen kann, wie ich so lange in diesem blinden Zustande habe leben können. Nun ist mir gleichsam ein neues Licht vor meinen Augen aufgegangen und eine neue Lebensbahn hat sich vor mir geöffnet. Ein Wort muß Dir dieß Alles verständlich machen: ich liebe und werde geliebt!....

Gestern kam er, um mir, wie gewöhnlich, Lection zu geben. Schon lange hatte ich bei ihm eine träume-

rische Traurigkeit bemerkt; doch gestern war seine Niedergeschlagenheit noch größer als gewöhnlich. Ich dagegen fühlte mich eher ein wenig aufgeräumt und erkühnte mich, ihn zu fragen: „Herr Daniel, sagen Sie mir doch einmal, was Ihnen fehlt! Ich erkenne Sie gar nicht mehr!“

Ich gab mir alle Mühe, ihm bei diesen Worten fest in die Augen zu sehen. Seine sanften Blicke fielen auf mich und schienen mir bis in die tiefste Tiefe meiner Seele zu dringen. Ich ward genöthigt, meine Augen abzuwenden. Er antwortete mit einer sanften Stimme: „Mir fehlt nichts, Maria, wenn ich mich in Ihrer Nähe befinde.“

„Das versteh' ich nicht, Herr Daniel,“ sagte ich in spöttischem Tone, der gewiß nicht natürlich sein konnte. Er fühlte sich wie beschämt und antwortete für den Augenblick nicht. Doch plötzlich erhob er seine Hand und zeigte mit dem Finger auf ein von ihm gemaltes Bild, das vor mir stand und an dessen Nachbildung ich arbeitete.

„Maria,“ sagte er, „sehen Sie dort die hohen Bäume sich gen Himmel erheben? Sehen Sie ihren breiten Schatten sich über das weiche Gras legen und die Strahlen dieser glühenden Sonne verhindern, auf diese Stelle herabzudringen? Sehen Sie hier den murmelnden Bach, in dem sich die Sonne spiegelt, stille hinfließen und den Ort durch seine Kühle gleichsam erfrischen? Sehen Sie dort den weiten Horizont sich im Hintergrunde ausdehnen und der ganzen Gegend eine Majestät verleihen, die an die Gottheit denken macht?“

Ich antwortete: „ja,“ und fühlte mich tief gerührt.

„Nun denn,“ fuhr er fort, „dieß ist die Ansicht eines

Ortes in Deutschland. Die Phantasie hat nichts zu diesem Bilde hinzugethan. Ich habe eine geraume Zeit in dieser glückseligen Gegend verlebt, denn meine Seele war wie festgebannt. Ich gedachte, hier meine Lebenstage zu schließen; doch ich fühlte, daß mir etwas fehlte. Ich fühlte, daß ich eine andere Seele bei mir haben müßte, die meine Seele verstehen, der ich meine Gefühle mittheilen und die mit mir dieß Alles bewundern und genießen könnte. Maria ... wenn Sie bei mir in dieser Gegend gewesen wären, dann hätte mir nichts mehr gefehlt und ich hätte mein Leben dort geschlossen."

Ich antwortete nicht; er fuhr fort: „Sagen Sie mir, Maria, haben Sie nie gefühlt, daß etwas zu Ihrem Glücke fehlte, daß Ihre Seele eine andere Seele nöthig hätte, um vollkommen zu sein? O sprechen Sie, und sagen Sie mir, ob Sie mich nicht verstehen....?"

Ich weiß nicht, meine gute Lisbeth, ob ich durch diese Gedanken oder durch die sanfte Sprache Daniels gerührt war; doch so viel ist gewiß, daß ich meinen Geist sich verwirren fühlte, und daß ich, ohne es gewahr zu werden, meine Hand in die seinige gelegt hatte. Ich ward dessen nicht bewußt, als ich einen feurigen Kuß auf meiner Hand fühlte.

„Daniel!" war Alles, was ich stammeln konnte. Er schien verzückt vor Freude und rief: „O Dank, Maria! Du hast mich verstanden: meine Seele gehört Dir für ewig!...."

Ein nahendes Geräusch traf in diesem Augenblicke mein Ohr. Ich zog meine Hand zurück und suchte so viel als möglich eine gleichgültige Haltung anzunehmen;

doch zum Glücke trat Niemand in's Zimmer, denn mein Zustand würde ohne Zweifel meine Gefühle verrathen haben.

Als Daniel mich verließ, drückte er mir die Hand und unsere Blicke schwuren einander eine Liebe, welche unser Mund kaum zu bestätigen wagte. O meine liebe Lisbeth, es scheint mir seit gestern mein Leben ganz verändert zu sein, oder, besser gesagt, daß ich seit gestern erst angefangen habe, zu leben.

Deine glückliche Maria.

XI.

„Es giebt Menschen, die niemals an Liebe denken würden, wenn man ihnen nie davon gesprochen hätte."

„Mein Herr," sagte Daniel, „dieser Gedanke ist nicht von Ihnen; den haben Sie einem wohlbekannten Dichter entlehnt."

Der Mitsprechende lächelte, nahm eine Prise und antwortete: „Sie haben Recht; diesen Gedanken hat ein großer Mann ausgesprochen; aber gerade deßhalb leg' ich mehr Werth darauf."

„Nun, ich bin kein großer Mann, doch ich darf Ihnen wohl sagen, daß der Bursche, dem Sie diesen Ausspruch zu danken haben, wenig Seele besitzen mußte."

„Im Gegentheile, mein Herr!"

„Und daß er selbst möglicherweise die einzige Ausnahme war, auf welche er diesen Satz bauen wollte."

„Mein Herr, daß wir einander auch recht verstehen! Was ist die Liebe?“

„Nun, ja, was ist die Liebe?“

„Nun, ja, antworten Sie einmal!“

„Die Liebe?“

„Ja, ja, die Liebe.“

„Die Liebe ist nach meiner Ansicht,“ sagte Daniel, „dieses innige Gefühl, wodurch zwei Seelen wie bezaubert und gezwungen werden, sich zu vereinigen.“

„Ich werde wohl dasselbe von der Freundschaft sagen können.“

„Glauben Sie?“ meinte Daniel.

„Auch finde ich wenig Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe.“

„Dieß bedarf einer näheren Erklärung.“

„Diese Erklärung ist nicht schwierig. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Liebe mehr als die Freundschaft die körperliche Lust in sich faßt.“

„Also ist eine Liebe, welcher diese Lust fremd wäre, keine Liebe?“

„Dann nenn' ich sie nur Freundschaft.“

„Ich dachte, die Liebe wäre viel heiliger als die Freundschaft.“

„Und Sie betrogen sich. Die Freundschaft ist edler und schöner. Sobald die Liebe die Freundschaft übersteigt, wird sie lächerlich. Denken Sie sich einmal zwei Verliebte in einer Gesellschaft. Sie wähnen sich allein; ihre Blicke heften sich unaufhörlich aufeinander; die mindeste Berührung erschreckt sie; ein leichter Handdruck macht ihnen das Herz beben; sie hören nur auf die Stimme

des geliebten Gegenstandes. Spricht sie Jemand an, so vergessen sie, zu antworten, oder sagen etwas Unpassendes. Was zeigt dieser Zustand an? Nichts anderes, als einen Trieb, der noch nicht gestillt ist und die Gelegenheit dazu abwartet und sucht. Ist dieß ein heiliges und reines Gefühl? — Dann, denken Sie sich noch die zwei Verliebte, nachdem sie dieselben nach einem Jahre sitzen gesehen, denken Sie sich einmal, sag' ich Ihnen, dieselben im Momente ihrer Liebeserklärung, im Augenblicke, da der erste Aufzug der Komödie aus ist: — Meine Einzige — sagte er. — Mein Geliebter — sagt sie. — Mein Abgott! — seufzt er. — Mein Leben! — seufzt das Mädchen. — O, du bist ein Engel! — ruft endlich der Jüngling aus, und wenn das Mädchen nun wirklich in einen Engel verwandelt würde, so ist gewiß, daß der Jüngling seine Liebe bald vergäße; denn, glauben Sie mir, er sieht und liebt nur das Stoffliche, er verlangt nur den Körper; und der Kuß, den er in solchen Fällen als Siegel der Liebe erhält, ist ein kleiner, aber doch klarer Beweis davon. Der Zustand zweier Liebenden ist ein Zustand des Krieges. Der Jüngling greift gewöhnlich an und das Mädchen vertheidigt sich; der Angriff wird immer stärker, die Vertheidigung immer schwächer, und der Angreifende erringt am Ende immer den Sieg. Ist dieß Alles etwas Anderes, als Sinnlichkeit und Eigenliebe? Wo ist das Edle, das Heilige dieses Gefühles?"

„Dieß Alles," sagte Daniel, „geht also darauf hinaus, daß die Liebe ein lächerliches Gefühl ist?"

„Die Liebe ist kein Gefühl; sie ist ein Trieb."

„Und die Freundschaft?“

„Die wahre Freundschaft ist ein Gefühl.“

„Ich verstehe Sie noch nicht recht.“

„So will ich mich denn in wenigen Worten erklären, und wir werden besser zusammenkommen.“

„Ich höre.“

„Das, was Sie unter reiner Liebe verstehen, nenne ich Freundschaft; und diese Freundschaft kann auch zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes besteh'n: sie entspringt aus der Seele. Doch darunter, was ich Liebe nenne, verstehe ich einen Trieb, einen nothwendigen fleischlichen Trieb, und weiter nichts.“

„Können diese beiden Dinge auch vereint seyn?“ fragte Daniel.

„Ohne Zweifel; und dann nur ist die Liebe ewig und unsterblich. Doch diese Unsterblichkeit kommt nicht aus dem Triebe der Liebe, sondern aus dem Gefühle der Freundschaft, aus dieser unwiderstehlichen Seelenübereinstimmung, welche den einen Menschen zu dem anderen zieht.“

„Auf diese Weise können wir einig werden,“ sagte der Jüngling. — So liebe ich Maria, dachte er bei sich selbst.

Dieses Gespräch fand Statt zwischen Daniel und dem alten Herrn, denn wir bereits im Eilwagen gesehen und den der Jüngling im Kafféhause begegnet. Der Alte hatte sich, ohne viele Complimente, zu ihm gesellt und es so weit gebracht, daß der Jüngling mit ihm dieses sonderbare und vertrauliche Gespräch begonnen, welches wir hier mitgetheilt. Die Kleidung des Alten

hatte, obwohl sie nicht nach dem neuen Geschmacke verfertigt war, dennoch eine merkliche Veränderung erlitten. Er war viel hübscher ausstaffirt, und der Jüngling fand, daß es ihm nicht an Erziehung mangelte, obschon er in seinen Reden immer ohne Umwege zu Werke ging. Daniel war erfreut darüber, seine nähere Bekanntschaft zu machen, und er wagte es, ihm dieses offen zu gestehen. Der Alte drückte dem Jünglinge hierauf die Hand und über sein Gesicht verbreitete sich in diesem Augenblicke ein so sanfter Ausdruck, wie ihn Daniel noch nie gesehen, und der von einem gefühlvollen Gemüthe zeugte.

„Es existirt eine Zuneigung zwischen unseren Seelen," sagte der Alte, „ich habe dieß schon lange bemerkt, und . . ."

Doch mehr sagte er nicht. Er zog seine Dose aus der Tasche und nahm eine herzliche Prise. Wenige Augenblicke später verließ er das Kafféhaus, indem er dem Jünglinge versicherte, daß sie einander wiedersehen würden. Daniel drückte seinerseits dem Alten die Hand und eine natürliche Munterkeit strahlte aus seinem Gesichte. Diese Munterkeit war jetzt bei dem Jünglinge nichts Ungewöhnliches mehr; denn seit dem Tage, da er die Gewißheit der Erwiederung seiner Liebe erhalten, war seine frühere Heiterkeit fast ganz wieder zurückgekehrt. Ein neuer Muth hatte sich in seine Seele gesenkt und nichts mehr schien ihm beschwerlich.

Seine Mutter sah diese Veränderung, ohne ihrer Ursache nachspüren zu wollen, und war glücklich. Herr Martin hatte nun seinem jungen Freunde noch einige Lectionen verschafft, und dieser Letztere sah mit Vergnü=

gen und Stolz voraus, daß er wohl auch fähig werden würde, sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Dieß Alles schwebte dem Jünglinge in diesem Augenblicke vor und erfreute ihn. Er blieb noch eine Weile im Kaffèhause sitzen.

„Wunderlicher Alter,“ dachte er, „welch sonderbare Gedanken er da über die Liebe blosgestellt hat! Es ist doch etwas Wahres darin. Ich will Martin aufsuchen, ihm unsere Liebe erzählen und untersuchen, welcher Art seine Gefühle in dieser Beziehung sind. Ich habe ihn noch nie über Liebe sprechen hören.“

Und Daniel verließ ebenfalls das Kaffèhaus.

XII.

„Das ist es, was ich gefürchtet habe!“ sagte Martin.

„Und was ich hoffte!“ rief Daniel freudig.

Martin betrachtete seinen jungen Freund mit einem traurigen Ausdrucke und antwortete nicht.

„Mein braver Freund,“ nahm Daniel wieder das Wort, „wie kommt es denn, daß diese Neuigkeit, welche mich so fröhlich macht, Sie so erschreckt?“

„Ich erschrecke, so oft ich von Liebe sprechen höre,“ sagte Martin; „denn es bringt mir Dinge in's Gedächtniß zurück, an die ich mich lieber niemals erinnerte.“

Und der Ton, in welchem Martin diese Worte sprach zeugte von heftiger Gemüthsbewegung.

„Dieß erinnert Sie dann an Dinge, Martin, die Sie nie Ihrem Freunde anvertraut haben?“

„Freund Daniel, die Gründe, weßhalb ich nie davon gesprochen habe, sind die, daß ich nicht genug Philosoph bin, um mich selbst zu martern und meine Wunden durch ihre Beschreibung zu öffnen ... Kommen Sie, ich will Ihnen lieber eine Arie vorspielen!...“

Mit diesen Worten ging Martin an's Piano.

„Freund,“ sagte Daniel, ebenfalls aufstehend, „ich achte Ihr Geheimniß; doch es thut mir leid, Sie nicht trösten zu können.“

„Trösten!“ wiederholte Martin, „nein, trösten kann mich Niemand ... Doch, ja, ich werde Ihnen die Gründe sagen, mein Freund; wer weiß, ob es Ihnen nicht von Nutzen seyn kann. In jedem Falle wird es Ihnen meinen gegenwärtigen Charakter in ein klareres Licht setzen.“

Beide setzten sich wieder auf ihre Sessel und Martin begann seine Erzählung: „Ich hatte beinahe dasselbe Alter erreicht, als Sie jetzt haben, mein lieber Daniel, als ich anfing, durch meine Kunst mir meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Meine Eltern hatte ich frühe verloren, und das Wenige, das sie mir hinterlassen, war verbraucht worden, um mich in meiner Kunst ausbilden zu lassen.“

„Die Musik, diese heilige Kunst *κατ᾽ ἐξοχήν*, wird, wie Sie wissen, meistens von Frauen gelernt; wohl nicht als eine Kunst, sondern als etwas, das zur Vollendung ihrer Erziehung nothwendig ist, etwas, das später ihrer Eitelkeit schmeicheln muß, wenn sie einmal so weit gekommen sind, um, bei diesem oder jenem Abendfeste, eine Arie mehr oder minder mangelhaft singen oder auf dem Klavier begleiten zu können.

„Ich war glücklich genug, meine Kunst vortheilhaft zu verdingen und eine große Anzahl Elevinnen aus den angesehensten Familien zu bekommen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen mein Freund, welche Gefahr man läuft, sich irgend einer extravaganten Liebe hinzugeben, wenn man jung ist und die Gelegenheit hat, sich stundenlang bei schönen, einfachen und verlockenden Mädchen zu befinden. Ich hatte diesen gefährlichen Zustand vorhergesehen und wohl täglich beschlossen, meinen Geist über mein Herz wachen zu lassen und nicht zu gestatten, daß die eine oder andere Zuneigung mich zur Liebe brächte. Ich bin diesem Entschlusse immer treu geblieben; doch ihm habe ich vielleicht all mein Unglück zu verdanken, wenigstens hat er mich vor dem Unglücke nicht bewahrt: „Obschon ich mich zu keiner meiner Schülerinnen hinneigte, gab es doch einige, mit denen ich vertrauter als mit andern verkehrte, für die ein gewisses Gefühl in meinem Innern sprach und von denen ich dieses Gefühl erwiedert sah. Eine besonders hatte mir ihr volles Vertrauen geschenkt und meistens währten unsere Gespräche so lange als die Lectionen selbst. Bald wurde ich nicht mehr als ein gedungener Lehrmeister, sondern sogar als ein Freund, als ein Sohn vom Hause betrachtet. Es vergingen wenige Tage, als ich mich des Abends in Rosa's stiller Gesellschaft befand, wo auch ihre Mutter und eine alte Tante zugegen war. Der Vater des Mädchens war seit ein paar Jahren todt und die drei Frauen hatten also keine Stütze mehr. Ich wurde ihr Rathgeber, ihr Führer, und nichts geschah, nichts wurde ausgeführt, worüber ich nicht zuerst meine Meinung

abgeben mußte. Wenn ich einen Tag lang nicht kam, waren die drei Frauen in der größten Besorgniß. Sie wußten nicht, was es bedeuten sollte, und erschien ich den folgenden Tag nicht zur gewohnten Stunde, so wurde gewiß die alte Tante in meine Wohnung geschickt, um zu fragen, ob mir nicht am Ende eine Unpäßlichkeit zugestossen.

Rosa war eine dieser gefühlvollen Seelen, auf welche die leichteste Einwirkung einen großen Einfluß ausübt. Sie war zwei Jahre älter als ich: sie hatte ein rundes Gesichtchen, dunkelbraune Haare und Augen, deren Farbe bald blau, bald wieder braun erschien: möglicherweise je nach der Gemüthsstimmung, in der sie sich gerade befand. Ihre Haut war weiß und sanft wie Seide, und leichtes Roth färbte beständig ihre Wangen. Ein schönes Mädchen konnte sie, nach den allgemeinen Begriffen, nicht genannt werden; doch es lag in ihrem Antlitze etwas Englisches, etwas Himmlisches, was ich erst später würdigen konnte. Große Geschicklichkeit für die Ausübung der Kunst besaß sie nicht; doch hatte sie ein inniges und feines Gefühl. Wie oft sah ich nicht Thränen über ihre Wangen herabrieseln, wenn ich eine gefühlvolle Arie auf dem Klavier ausführte, oder blos eine freie Phantasie vortrug. Dann sah ich bisweilen plötzlich Todtenblässe ihr Gesicht bedecken oder auch ihre Wangen von dunklem Rothe erglühen, und nicht selten bat sie mich, die angefangene Arie zu unterbrechen. Und wenn ich dann entzückt ihr die Hand drückte, fühlte ich dieselbe in der meinigen beben, und Rosa war genöthigt,

aufzustehen und einige Augenblicke im Zimmer auf und nieder zu gehen, bis ihr Herzklopfen sich gelegt hatte. Einstmals sagte sie zu mir: „Ich werde nie eine gute Schülerin werden: die Kunst überwältigt mich. Ich fühle sie zu sehr; mein Geist geräth zu schnell in Entzücken und ich kann nicht mehr auf die Ausführung denken.“

„Mein Freund,“ unterbrach Daniel, „das ist ein tiefer Gedanke; er bestärkt mich in meiner Meinung, daß der größte, der befähigste Künstler oft nur ein großer Schauspieler ist, der das Gefühl aufzusuchen und andern mitzutheilen weiß, ohne daß es sein eigenes Herz durchdringt.“

„Dieß kann, was die Ausführung betrifft, wohl wahr sein,“ bemerkte Martin und fuhr nach einer Weile in seiner Erzählung fort: „Dieser Stand der Dinge, diese innige Freundschaft, wie ich es damals nannte, dauerte drei Jahre. Die Gesellschaft dieser Frauen war mir angenehm, da alle ein gutes Herz besaßen und da ich Rosa wie eine Schwester liebte. Sie begreifen leicht, mein Freund, daß dieser vertraute Umgang den Leuten kein Geheimniß war. Mehr als einmal sagte mir der oder jener Freund: „Nun, Martin, wann kommen wir auf die Hochzeit?“

„Auf welche Hochzeit?“ fragte ich.

„Mach' keinen Scheinheiligen, oder denkst Du, wir haben keine Augen?“

„Nun, was ist 's?“ fragte ich. „Drückt Euch deutlicher aus, denn ich verstehe Euch wahrhaftig nicht.“

„Also, in deutlicheren Worten, wenn wirst Du Deine Heirath mit Rosa eingehen?“

„Heirath!“ sagte ich dann, „ich meinte, ich hätte noch nie an's Heirathen gedacht und ich kann Euch versichern, daß Ihr Euch mit einem Hirngespinste abgebt.“

„Ich finde hierin kein Hirngespinst,“ war die Antwort; Rosa ist ein braves Mädchen, sie ist gut erzogen, und sogar vollkommen schön durch ihr Vermögen.“

„Dieß ist ihre geringste Eigenschaft,“ antwortete ich.

„Nun, schon gut,“ war die Antwort, „wir wollen die Zeit geduldig abwarten, versichert, daß dieses Hirngespinst sich bald verwirklichen wird.“

Solche und darauf bezügliche Reden unterließen nicht, mich hin und wieder ernstlich an meinen Zustand denken zu machen. Dieß waren traurige Augenblicke. Meine Gefühle untersingen sich, zu einer meiner Schülerinnen von Liebe zu sprechen. Was ich für Rosa fühlte, schien mir lautere Freundschaft, höchstens eine Liebe, wie die zwischen Bruder und Schwester. Aber, dachte ich mir dann auch, ist dieses Urtheil, welches die Welt über mich fällt, nicht durch mein Betragen, durch meine Handlungsweise begründet? Haben die Menschen nicht das Recht so zu urtheilen? Und dann, wenn ich nicht an's Heirathen denke, bringe ich Rosa keinen Nachtheil, indem ich so vertraut mit ihr verkehre?... Sie würde vielleicht, wenn Jemand würbe, ein Heirathsgesuch annehmen; also bin ich wohl die Ursache, warum sich Niemand zu erklären wagt? Es wäre meine Pflicht gewesen, diese Frauen zu verlassen und Rosa keine Lection mehr zu geben... Doch dieser letzte Gedanke erschreckte mich so sehr, daß ich ihn immer wieder aus meinem Geiste verscheuchte und in meinem Herzen bekennen

mußte, daß mir Rosa's Freundschaft unentbehrlich geworden war. Ich bin gewiß, dachte ich dann, daß Rosa weder an Liebe, noch viel weniger an's Heirathen denkt, und die Welt mag sagen, was sie nur immer will, ich spotte der Welt.

Es waren jedoch nicht immer meine Freunde, die über diesen Gegenstand mit mir sprachen. Oefter als einmal mußte ich mich von gesetzten Personen in ernstem Tone darüber fragen hören. Meine Antwort war immer dieselbe und ich fand auch immer dieselben Gründe, nichts an meiner Handelsweise zu verändern. In jener von Rosa und den beiden anderen Frauen konnte ich ebenfalls keine Veränderung wahrnehmen. Später jedoch habe ich erfahren, daß diese Nachfragen von größerem Gewichte waren, als ich mir wohl vorgestellt, und daß die alte Tante nicht ganz unbekannt damit war.

Plötzlich wurde Rosa krank. Die Röthe verließ oft mehrere Tage lang ihre Wangen und kehrte dann heftiger wieder zurück, als sie früher gewesen; doch dieß Letztere war nur ein Zeichen von größerer Unpäßlichkeit. Endlich war sie genöthigt, sich zu Bette zu legen, und es wurde ihr fortan unmöglich, dasselbe wieder zu verlassen. Kein Mittel wurde gespart, um dem Mädchen wieder zu ihrer Gesundheit zu verhelfen. Man rief die geschicktesten Aerzte zu Hülfe; doch keiner von ihnen wollte sich deutlich über die Krankheit erklären. Einer sagte endlich, daß Luftveränderung der Kranken gut thun und ihren Körper und Geist wieder herstellen würde. Ich und ihre Mutter drangen in Rosa, diesem Rathe zu folgen; doch mit einem Eigensinne, den wir bei ihr noch nie-

mals bemerkt hatten, weigerte sie sich, unserem Begehren nachzugeben.

„Es ist vielleicht so arg nicht," sagte sie, „als die Aerzte sich wohl einbilden, und wenn ich sterben muß, sowill ich am liebsten hier sterben."

Inzwischen machte ihre Krankheit beständige Fortschritte. Sie wurde von Tag zu Tag magerer, und bisweilen sagte sie uns, daß es ihr schiene, als läge ein bleierner Stab auf ihrem Herzen und wollte ihr den Athem benehmen.

Eines Morgens, da wir alle an ihrem Bette standen, bat sie mich, ich möchte ihr diesen ganzen Tag opfern, und ihr Gesellschaft leisten: „Ich mag in diesem Zimmer nicht mehr bleiben," sagte sie, „und ich hätte gerne, daß man ein Bett in das Nebenzimmer brächte, wo das Piano steht."

Wir fanden diesen Wunsch sonderbar, und betrachteten ihn als die Grille einer Kranken; doch wir erfüllten ihn, ohne eine Einwendung zu machen. Das Ruhebett war bald bereit, und auf meinen Arm gestützt, ging Rosa mit mir hinüber. Die Kräfte des Mädchens wurden durch diese kleine Bewegung erschöpft. Als wir hinüber gekommen waren, sank sie mir ohnmächtig in die Arme. Der Schmerz überwältigte mich; ein Strom von Thränen entquoll meinen Augen. Bald jedoch kam das Mädchen wieder zu sich; ihr erster Blick fiel auf mich, und da sie meine Wangen von Thränen befeuchtet sah, ließ sie ihr Haupt auf meine Brust sinken und sagte: „Sie weinen?"

Ich konnte nicht antworten, ließ ebenfalls das Haupt

niedersinken und berührte ihre weiße Stirne mit meinen Lippen, während ich das bleiche Mädchen fester in meine Arme schloß . . . Diese Berührung auf Rosa's Stirne schien einen electrischen Schlag durch alle ihre Glieder zu jagen. Ein leichter, gedämpfter Schrei entfloh ihrem Munde und da ich fürchtete, sie möchte zum zweitenmale in Ohnmacht fallen, beeilte ich mich, sie auf das Ruhebett zu bringen. Sie hielt meine Hand mit den ihrigen fest, und bis spät des Abends blieb ich an ihrem Bette sitzen.

Die Stunde nahte, um die ich des Abends gewöhnlich nach Hause ging. Als Rosa sah, daß ich mich zum Gehen bereit machte, bat sie mich, ihr noch erst die Arie eines ihrer liebsten Gesangstücke auf dem Piano vorzuspielen. Vergebens bemerkte ich ihr, daß die Musik sie vielleicht zu sehr angreifen könnte und daß sie ohne dieß schon sehr ermüdet wäre.

„Sie wissen,“ sagte sie, „eine Kranke hat oft Grillen, aber, ich bitte Sie, gewähren Sie mir dieß.“

Zu gleicher Zeit bat sie ihre Mutter und Tante, das Zimmer zu verlassen. Ich setzte mich an's Piano und begann die Arie. Sie hörte aufmerksam auf das Vorspiel, richtete sich inzwischen im Bette halb auf und sah starr vor sich hin. Ich begann die Arie, und groß war mein Erstaunen, als ich die Kranke plötzlich dieselben Worte singen hörte, und dieß mit so klarer, so kräftiger und lauter Stimme, wie ich nie eine gehört habe. — Der Arzt hat mir später gesagt, daß man dieß öfter bei solchen Krankheiten, wie die Rosa's war bemerkt hätte. — Erstaunt sprang ich vom Klaviere auf,

lief an's Bette und wollte Rosa in ihrem Gesange unterbrechen. Ihre Mutter kam ebenfalls in's Zimmer gestürzt; doch trotz aller unserer Bemühungen sang sie die Arie zu Ende. Als sie aufgehört, ließ sie ihr Haupt ermattet auf's Kissen zurücksinken; und es war deutlich zu sehen, daß sie unendlich mehr litt; als zuvor. Ich dachte nicht mehr daran, das Haus zu verlassen, und brachte die ganze Nacht an Rosa's Krankenlager zu, indem ich ihre Mutter und Tante ersuchte, sie möchten sich zur Ruhe begeben.

Ein sanfter Schlaf überfiel endlich die Kranke. Ich wendete mein Auge nicht von ihr und folgte stillschweigend dem schmerzlichen Heben und Senken ihres Busens. Gegen Morgen öffnete sie das Auge, warf einen Blick auf mich und ergriff meine Hand. Ich fragte, wie sie sich fühlte; doch, ohne meine Frage zu beantworten, gab sie mir ein Zeichen, ich möchte ihr zu trinken reichen. Als ich ihren Wunsch erfüllt hatte, sah sie im Zimmer umher, sicherlich, um zu sehen, ob wir allein wären; dann heftete sie ihr Auge wieder auf mich und sprach: „Mein Freund, mein Leben ist abgelaufen; ich fühle, daß ich sterben werde. Es freut mich, daß Sie da sind, um mich in meinen letzten Augenblicken zu trösten und mir Kraft und Muth einzuflößen ...“

„Rosa!“ rief ich, „verscheuchen Sie diese trüben Gedanken; Sie werden noch nicht sterben. Gar bald werden Sie wieder genesen und dann sind wir alle wieder fröhlich, wie zuvor.“

Ich drückte bei diesen Worten ihre Hand an meine Lippen und Thränen entströmten reichlich meinen Augen.

Rosa schien wie verzückt. So lange ich sprach hörte sie aufmerksam auf meine Stimme und ich gewahrte auf ihrem Gesichte denselben Ausdruck, der ihm gewöhnlich aufgeprägt war, wenn sie durch die Musik wie in Verzückung gerathen war. Sie antwortete mir nach einigen Augenblicken des Schweigens: „Ja, mein Freund, wenn meine Genesung möglich wäre, so würde ich bald meine vorigen Schmerzen vergessen haben; wir könnten noch glücklich sein...“

„O, Sie wissen es, Rosa;“ seufzte ich, „Sie wissen es, „welche zärtliche Freundschaft ich immer für Sie gefühlt habe?...“

„Freundschaft! Freundschaft!“ unterbrach sie mich und verhüllte das Gesicht mit ihren bleichen Händen... „ich weiß es,“ fuhr sie fort, „Sie fühlten immer Freundschaft für mich, und ich... ich, Martin, ich liebte Sie!... Meine Freundschaft war Liebe! ich habe es leider erst zu spät bemerkt...“

Diese Worte trafen wie ein Donner mein Herz. Auf einmal erinnerte ich mich meines ganzen Umganges mit Rosa; ich dachte über die geringsten Umstände, die unbedeutendsten Worte des Mädchens nach, und wie Schuppen fiel es mir plötzlich von den Augen. O, jetzt verstand ich Alles. Bestürzt rief ich: „Sie lieben mich, Rosa?“

„Aus allen Kräften meiner Seele!“ schrie sie, „ich liebe Sie mit einer Liebe, die über meine Kräfte geht. Diese Liebe hat mich verzehrt und kostet mich das Leben!“

„Rosa!“ rief ich, „ich bin ein Unglückseliger! ich hätte früher sprechen und Ihnen sagen sollen...“

„O, sprechen Sie!“ sagte sie mit schwacher Stimme.

„Und Dir sagen sollen, daß ich Dich auch liebe, daß ich Dich anbete! O ja, jetzt seh' ich es! Schon lange waren Dir mein Herz und meine Seele geweiht, und meine Freundschaft war nur Liebe!“...

„O Dank, Dank, mein Geliebter!“ sprach Rosa, und eine himmlische Freude strahlte aus ihren Zügen. „O, jetzt ist das Leiden mir kein Schmerz mehr und ich werde glücklich sterben.“

„Und ich werde der Verzweiflung zur Beute anheimfallen:“ rief ich, „Rosa! Rosa! Rosa!“

„Vom Himmel wird mein Geist über Dir wachen, mein Geliebter!“ sagte das Mädchen.

„Und ich, Rosa,“ rief ich begeistert aus, „ich schwöre Dir, daß meine Liebe mit Dir gen Himmel steigen und niemals mehr einem irdischen Geschöpfe zu Theil werden wird! Ja, Rosa, ja, Du bist meine Braut, jetzt fühl' ich es, mit welcher Kraft ich Dich liebe! . . .“

Das Mädchen konnte nicht antworten. Ihre Blicke gaben allein ihre innige Freude zu erkennen. Nach einer kleinen Weile sprach sie endlich: „O, mein Freund, Deine Worte machen mich glücklich, ja, zur Glücklichsten aller Sterblichen. Dieser Augenblick ist mir mehr werth, als eine ganze Ewigkeit voll Freude!“

„O, die Freude ist für uns noch nicht verschwunden,“ sprach ich, „Du wirst wieder gesund werden, meine Liebe, und dann können wir den Rest unserer Tage in seliger Freude hinbringen.“

„Nein, Martin, nein,“ seufzte sie, „mein Ende naht“...

„Im selben Augenblicke faßte sie meine Hand zwischen die ihrigen und schien ihre Augen in den meinigen sich spiegeln lassen zu wollen. Etwas Unbeschreibliches durchdrang in diesem Augenblicke meine Brust. Meine Blicke hefteten sich starr auf die ihren, und es schien, als brächte eine übernatürliche Kraft unsere Gesichter einander näher. Ich drückte endlich einen glühenden Kuß auf ihre Lippen, und im selben Augenblicke hörte ich aus Rosa's Munde die Worte: „Mein Bräutigam!"

„Meine Braut!" rief ich.

Doch die Augen des Mädchens waren geschlossen. Sie ließ meine Hand los und ihre Arme sanken kraftlos an ihren Körper herunter.

„Todt! todt!" rief ich und fiel ohnmächtig zusammen.

Hier hielt Martin ein wenig inne und trocknete einige Thränen ab, die über seine Wangen rollten. Daniel drückte seinem Freunde die Hand, und die Rührung, die auf seinem Gesichte zu lesen war, gab genugsam zu erkennen, welchen Antheil er an dieser Erneuung der Schmerzen seines Freundes nahm. Martin fuhr endlich in seiner Erzählung fort: „Ohne Zweifel hatte das Geräusch vom Falle meines Körpers auf den Boden die Dienstmagd, die in einem Nebenzimmer schlief, aufgeweckt; denn als ich wieder zum Bewußtseyn gekommen, war ich von Rosa's Mutter, der alten Tante und der Dienstmagd umgeben, und mitten in der traurigen Gruppe, die sich in dem Zimmer der Verstorbenen gebildet, rief ich in Einem fort: „Sie ist todt! Gott! sie ist todt!"

Und was auch die beiden Frauen, selbst vom Schmerze

überwältigt, sagen mochten, ich hörte nichts. Plötzlich trat ich zum Bette hin, betrachtete eine Weile mit starren Blicken das bleiche Gesicht der Verstorbenen, und floh dann, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Hause.

In meiner Wohnung angekommen, ließ ich mich auf einen Sessel niedersinken und blieb dort wie entseelt und stumm die ganze Nacht und den folgenden Tag regungslos sitzen. Was damals in meiner Seele vorging, kann ich Ihnen nicht erzählen. Welten von Gedanken flogen durch meine Phantasie. Des Abends ward mir wieder der Stand der Dinge bewußt, und ich erinnerte mich dann der traurigen Lage, in welcher sich ohne Zweifel Rosa's Mutter und die alte Tante befinden mußten. Ich eilte nach dem Hause meiner verstorbenen Geliebten zurück. Hier vereinigte ich meinen Kummer mit dem der beiden Frauen und suchte ihnen so viel als möglich von Nutzen zu seyn.

Ich geleitete die Leiche der Verstorbenen zu Grabe. Mein Schmerz machte sich nicht in Klagen Luft: eine furchtbare Traurigkeit hatte nun meinen Geist ergriffen und ich betrachtete Alles mit einem gleichgültigen Blicke.

Doch hören Sie nun, mein lieber Daniel, wie die kalte, niedrige Welt, was meine Freunde und Bekannte über mich sprachen: „Martin ist unglücklich in seiner Liebe — warum hat er das Mädchen nicht früher geheirathet! er würde jetzt in ihrem Gelde drinnen sitzen — in Erwartung des Erbtheils von ihrer Mutter und alten Tante. Der Herr Martin ist ein vollkommener Dummkopf!“

Und andere dergleichen Dinge. Ich stieß mich nicht

daran und beschloß in meinem Herzen, dem Schwure, den ich Rosa auf ihrem Sterbebette gethan, treu zu bleiben und niemals für ein anderes Weib Liebe zu nähren.

Die Mutter und die alte Tante Rosas lebten nicht mehr lange: die drei Frauen waren zu eng aneinander gekettet gewesen, um lange getrennt bleiben zu können. Das Erbe wurde lange bestritten und fiel endlich Einem zu, der sich einen Neffen der Frauen nannte und von dessen Verwandtschaft ich nie hatte reden hören.

„Der Kampf," fuhr Martin fort, „den ich an Rosas Todtenbette bestanden, war nichts im Vergleiche mit dem, der jetzt meiner wartete. Ich rief mir nun die kleinsten Umstände aus meinem Umgange mit Rosa in's Gedächtniß zurück. Ich sah nun ein, daß ich mehr als blind gewesen war, weil ich nicht bemerkt, daß das Mädchen eine innige Liebe zu mir nährte, und nicht gefühlt habe, daß ihre Liebe in meinem Herzen erwiedert wurde. Jetzt verstand ich die unbedeutendsten Worte, die leisesten schuldlosen Anspielungen, die bisweilen ihr oder ihrer braven Mutter entschlüpft waren, und ich schlug mich mit der Faust vor die Stirne, als ich dieß erkannte; ich klagte mich an, den Tod des Mädchens verursacht, oder wenigstens ihr Leben verkürzt zu haben. Dieser letzte Gedanke war verzweiflungsvoll. Nun begriff ich auch, wie glücklich ich gewesen wäre, wenn sie meine Braut geworden; wie sanft, wie selig unsere Tage hingeflossen wären, wie glücklich auch Rosa gewesen seyn würde und welchen Trost ihre Mutter darin gefunden hätte. Ich schämte mich vor mir selbst, ich hätte mir beinahe selbst geflucht, und dennoch war mein Gewissen rein.

„Allein meine Erinnerungen blieben hiebei nicht stehen. Beständig sah ich Rosa's Bild vor meinen Augen schweben; ich sah ihre feinen Gesichtszüge, ihre himmlisch-sanften Augen; ich hörte ihre Engelssprache in meiner Seele wieder tönen, und jetzt fing ich an, für das verstorbene Mädchen eine Liebe zu fühlen, die eben so stark, wie hoffnungslos war. O mein Freund, mein Zustand war der eines Wahnsinnigen. Eine beständige Träumerei hielt den ganzen Tag meinen Geist gefesselt; ich schwebte wie ein Schatten durch die Straßen und des Nachts konnte ich keine Ruhe mehr finden.

Dieser Zustand hatte einen verderblichen Einfluß auf meine Nerven. Der Schlaf floh mich gänzlich, und wenn es bisweilen geschah, daß ich des Nachts einige Augenblicke einschlummerte, so wurde ich bald wie von einer eisernen Hand ergriffen und mit einem Stoße aus dem Schlafe aufgerüttelt. Ganze Nächte saß ich auf meinem Schlafzimmer und wußte nicht, wie ich mir die Zeit vertreiben und die Gedanken, die meinen Geist quälten, verscheuchen sollte. Ich suchte mich dadurch beschäftigt zu halten, daß ich wissenschaftliche Bücher las; doch ach! ich las und begriff nichts oder verstand Alles verkehrt und wurde endlich gezwungen, das Buch wegzulegen. Ich steckte mir eine Pfeife an; doch sei es, daß die Kraft des Tabaks zu sehr auf meine geschwächten Nerven wirkte, sei es, daß andere Gründe obwalteten, gewiß ist, daß ich oft beklagte, es gethan zu haben; denn kaum hatte ich eine Pfeife ausgeraucht, so wurde meine Phantasie von den wunderbarsten Erscheinungen überfallen. Oft sah ich mich von einer Menge Spuckgestalten umringt und Dinge, die

ich bei Tage als kindisches Wesen ausschalt und woran ich in der That nicht glaubte, erfüllten mich des Nachts mit einem Schrecken, der mir den kalten Schweiß aus den Poren trieb. Ihnen alle diese Dinge zu erzählen, die mir meine Phantasie vorführte, ist unmöglich. Unter Alles war jedoch Rosa's Bild gemischt; allein das Gefühl, welches dieser Anblick in mir erregte war weder lieblich noch tröstend. Betrübniß und Verzweiflung waren das gewöhnliche Gefolge.

Dieser Zustand meines Geistes dauerte mit derselben Erschrecklichkeit Jahre lang fort. Ich sah wohl ein, daß bei all dem eine Nervenkrankheit mit im Spiele sein mußte; doch ich mochte meinen Zustand, so, wie er war, keinem Arzte erklären. Es würde mir vielleicht doch nicht viel geholfen haben. Ich ging des Tages stundenweit, mattete meinen Körper auf alle Art und Weise ab, doch vergebens. Ich gebrauchte Opium, rauchte es in meiner Pfeife, doch der Schlaf floh mich immer und Alles, was ich damit gewann, war, daß ich mich am folgenden Tage noch matter, kraftloser und kränker fühlte.

Wozu mich dieser schreckliche Zustand gebracht hätte, weiß ich nicht. Schon mehrmals hatte ich an Selbstmord gedacht; doch die religiösen Gefühle, die man mir eingeimpft, ließen mich stets diese fürchterliche Versuchung bestehen.

Ungefähr um diese Zeit fiel mir unerwartet ein kleines Erbtheil zu. Nun faßte ich einen Entschluß, dem ich ohne Zweifel mein Leben zu danken habe. Ich ging auf Reisen, durchzog Deutschland, einen Theil von Italien und Frankreich und kehrte nach einem Jahre genesen in

meine Vaterstadt zurück. Das einzige Gefühl, das mir von meinem unglückseligen Leben verblieb, war eine stille Träumerei und eine Art Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Treiben der Welt.

Das Bild Rosa's verließ jedoch niemals meinen Geist und jetzt noch ist es mein treuer Gefährte und lebendig meiner Seele eingeprägt. Die Erinnerung an meine Geliebte erweckt in mir noch immer eine tiefe Traurigkeit, und wenn ich Ihnen, mein Freund, in diesem Augenblicke die Gefühle mittheilen könnte, die mein Herz durchwühlen, so würden Sie sich gewiß tief ergriffen fühlen . . .

Martin hörte auf zu sprechen. Daniel, bis in's Tiefste seiner Seele gerührt, antwortete nichts auf diese Erzählung, sondern drückte seinem Freunde die Hand, während er eine Thräne trocknete, die glühend über seine Wange rollte. Dieß Eine nur dachte der Jüngling bei sich selbst:

„Ich wünschte wohl, daß der alte Herr von damals hier wäre, um zu hören, welches Urtheil er über eine solche Art von Liebe fällen würde!"

XIII.

Ohne Zweifel giebt es Wenige unter unseren Lesern oder Leserinnen, welche, wenn sie die Geduld gehabt haben, die vorhergehenden Kapitel zu lesen, sich nicht vorstellen können, welche Gedanken Daniels Geist nun, da er die Versicherung von Maria's Gegenliebe hatte,

durchkreuzen mußten. Man kann leicht begreifen, daß der Jüngling sein Herz von neuem Muthe beseelt fühlte, daß es ihm schien, als begännen die Wolken, die schon lange seinen Lebenshimmel überzogen hatten, vor den Strahlen einer glanzreichen Sonne, der Sonne der Liebe, zu weichen, und daß er bald vollauf im Glücke sich baden zu können glaubte. Noch einige Zeit, und er würde seine Braut zum Altare führen; seine Kunst würde ihm bald ein reichliches Auskommen verschaffen und zwischen seiner geliebten Maria und seiner guten Mutter würde er ein Leben voller Freude finden. Wer weiß, ob er sich nicht einstens sogar einen großen Namen erwerben und seinem Lande Ehre bringen würde!

Solche frohe Gedanken durchkreuzten sich in seinem Geiste, als er am Abende des Tages, an welchem er Maria seine Liebe erklärt und seinem Freunde Martin seine Geschichte erzählt hatte, nach Hause kehrte. Zu Daniels Ehre müssen wir hier bemerken, daß die Erzählung Martins ihn tief gerührt hatte, daß er inniges Mitleid mit seinem unglücklichen Freunde gefühlt und seine Zuneigung für ihn dadurch noch zugenommen hatte. Doch dieß Alles hinderte ihn nicht, daß er flink wie ein Hirsch die Strassen durcheilte, Seele und Geist bald wieder munter gestimmt fühlte und mit einem fröhlichen Ausdrucke auf dem Gesichte seine Wohnung und das Zimmer, wo seine Mutter sich befand, erreichte.

Auf dem Gesichte Katharina's dagegen zeigte sich ein schmerzliches Gefühl, eine tiefe Traurigkeit. Dieser so verschiedene Ausdruck auf den Gesichtern von Mutter und Sohn hätte bei einem ruhigeren Beobachter gewiß ein

schmerzliches Gefühl erweckt, und unter anderen Umständen hätte sich Daniel gewiß dadurch ergriffen gefühlt; doch in diesem Augenblicke war er zu sehr von der Freude eingenommen, um etwas bemerken zu können. Er flog auf Katharina zu, und ihr freudig und liebevoll die Hand drückend, rief er: „Mutter, freue Dich mit mir! es ist mir heute ein großes Glück widerfahren!"

Katharina gab sich alle Mühe, ihre Traurigkeit zu verbergen, und fragte mit erzwungener Freude auf dem Gesichte: „Was giebt es, Daniel?"

„Ich will, daß Du rathest, Mutter!... Doch nein, Du würdest es nie errathen können; ich werde Dir's lieber sagen."

„Ich höre, Daniel."

„Nun, meine liebe Mutter, ich liebe Maria, die Tochter des Herrn van Berchem... und sie liebt mich wieder!"

Katharina schwieg. Es schien, als wollte sie mit ihrem Blicke den Boden durchdringen und verlöre sich in tiefes Nachdenken. Daniel bemerkte dieß, und, seine Freude etwas mäßigend, fragte er: „Bist Du mit meiner Wahl nicht zufrieden, Mutter?"

„Vollkommen, mein Sohn," antwortete Katharina in ernstem Tone. „Maria ist ein braves Mädchen; ich wünschte von ganzem Herzen, daß sie Deine Braut werden möchte. Aber Maria hat auch Eltern; werden sie mit ihrer Wahl zufrieden sein? Weißt Du wohl, Daniel, daß Herr van Berchem ein wohlhabender Mann und daß unser Vermögen sehr zusammengeschmolzen ist?"

„Ich weiß es, Mutter, daß uns das Unglück schwer heimgesucht hat; doch ich weiß auch, daß ich Muth und

Kraft in meiner Brust berge, daß ich arbeiten werde, daß ich meine Kunst mir nützlich machen, und einstens wohl in Stand kommen werde, das verlorene Vermögen wieder zu gewinnen."

Katharina sah wohl ein, daß sie, wenn sie ihrem Sohne seine frohen Vorgefühle raubte, und sollten es auch lauter Luftgebilde sein, keinen Vortheil haben und nur, indem sie dem Jünglinge den Muth benahm, ihn und sich selbst in noch größeres Unglück stürzen würde. Sie beschloß daher bei sich, ihm seine Freude nicht zu rauben, und entgegnete: „Wohlan denn, Daniel, mache Dich Maria's würdig. Trachte, durch Deine Kunst es so weit zu bringen, daß die Zukunft Dir einen Reichthum verspreche, der mit dem Maria's das Gleichgewicht halten kann, und dann hoffe, mein Sohn, dann wird Dein Verlangen erfüllt werden, und ich fürchte nicht, daß Herr van Berchem sich schämen wird, Dich zum Schwiegersohne anzunehmen, obschon..."

„O, ich habe eine lebendige Hoffnung," unterbrach sie Daniel, „ich fühle etwas in meinem Geiste, das mir einstens Ehre und Wohlsein verschaffen wird. Von nun an habe ich schon nicht mehr zu klagen. Gestern habe ich wieder zwei neue Schülerinnen bekommen und Herr van Berchem kann mich gut leiden, so viel ich merke."

„So laß uns denn hoffen!" sagte Katharina.

Das Gespräch dauerte noch eine Zeit lang fort. Daniel machte noch eine Menge Pläne, suchte seine Mutter zu überzeugen, daß die meisten derselben gut ausfallen müßten und daß ihr die Zukunft nur Glück zeige. Katharina that, als glaubte sie Alles.

Als Daniel sich zur Ruhe begeben, blieb die Frau noch lange im Zimmer sitzen. Die Neuigkeit, welche den Jüngling so fröhlich gemacht, war für Katharina eine neue Folter. Sie, die durch keine Leidenschaft verleitet war, sah nur zu klar, welche Hindernisse sich gegen das Glück ihres Sohnes, und folglich gegen ihr eigenes, erheben würden. Sie kannte den Herrn van Berchem, sie wußte, daß er ein Starrkopf war und, als ein alter Kaufmann, viel auf zeitliche Güter hielt; daß er, wenn er auch Daniel geneigt wäre, ihm dennoch sicher seine Tochter verweigern würde, wenn er wüßte, wie es mit dem Vermögen des Jünglings stünde. Der Stand dieses Vermögens war in der That schlimm. Daniel hatte viel Geld auf seinen Reisen verzehrt; denn seine Mutter wollte nicht, daß er, während er ferne war von seinem Vaterlande, entbehren und Mangel leiden sollte. Dann beliefen sich auch die Schulden sehr hoch, welche die brave Frau für ihren verstorbenen Gatten bezahlt hatte. Daniel wußte noch nicht Alles. Um diese Schulden zu bezahlen, war Katharina gezwungen gewesen, ein prachtvolles Haus zu verkaufen, und selbst der Erlös dieses Verkaufes hatte kaum gereicht, die Schulden zu decken. Noch am selben Tage, da Daniel durch Maria's Gegenliebe so erfreut war und seine Phantasie durch das Vorgefühl des Glückes geschmeichelt fühlte, hatte ein schwerer Schlag das Herz seiner unglücklichen Mutter getroffen. Ein Herr mit einem lachenden Gesichte hatte sich mit einem Wechsel eingefunden, dessen Inhalt also lautete: „Der Unterzeichnete verspricht, in zwölf Monaten a dato

dieses Wechsels an Herrn N. oder seine Ordre die Summe von fünftausend Gulden niederländisch auszubezahlen.

Heinrich B....."

„Ich habe mich bei dem Sterbefalle Ihres Gatten nicht einfinden wollen," sagte der Herr, „da ich wohl wußte, daß ich wegen der Bezahlung ruhig sein konnte."

Die unglückselige Katharina war bei Durchlesung dieses Wechsels wie vernichtet gewesen. Der Wechsel mußte bezahlt werden, da er gerade an diesem Tage verfallen war. Katharina besaß keine fünftausend Gulden; sie bat daher den Herrn, er möchte des Nachmittags wieder kommen. Dieß war immer ein wenig Zeit gewonnen. Die Frau war erst einige Augenblicke rathlos. Endlich verließ sie ihre Wohnung und begab sich zu ihrem Notar, dem sie ihre ganze Lage auseinandersetzte. Dieser lehnte ihr die fünftausend Gulden als erste Rente auf das Haus, welches sie bewohnte, und Katharina war froher, als wenn man ihr das Geld geschenkt hätte. Der Wechsel wurde des Nachmittags bezahlt und Katharina's Ruf und Namen blieben ungekränkt.

Als die arme Frau des Abends allein in ihrem Zimmer saß, begann sie, ernstlich an ihren Zustand zu denken. Sie dachte dabei natürlicherweise an ihr früheres Leben zurück; sie erinnerte sich der Tage ihrer Jugend, die ihr so froh und sorglos dahin geschwunden waren; der zärtlichen Liebe ihrer Mutter, die ihr leider zu frühe entrissen worden; dann der Zuneigung ihres braven Vaters seines Schmerzes bei der Nachricht von der unglücklichen Ehe seiner Tochter; und zudem des Wehes

und Kummers, die ihr der Gatte, den sie so sehr geliebt, beständig bereitet hatte. Jetzt war ihr reichliches Auskommen vernichtet, und die Zukunft konnte ihr nur Schmerzen und Unglück bieten. Ihr Haus ist nur mehr halb das ihre, sie muß jährlich das von ihrem Notare erhaltene Darlehen verzinsen, und auf welche Art wird sie dieses Geld sich erwerben? Und wer weiß, ob nicht noch mehrere Wechsel ausstehen? Gott! Gott! . . . Daniel hatte zwar in der Stadt einige Lectionen erhalten; doch dieselben reichten noch nicht zu seinem eigenen Unterhalte hin, denn ihr Sohn mußte gut gekleidet gehen, er war gezwungen, hin und wieder, ja sogar oft, an Vergnügungen Theil zu nehmen, die ihm viel Geld kosteten; mit einem Worte, er mußte der Mode und ihren tausend Anforderungen genügen. Dieß war das einzige Mittel, um gerne in der Gesellschaft gesehen zu werden, und Fortschritte zu machen auf dem einmal betretenen Wege.

Katharina wußte recht gut, daß hieran wenig oder nichts verändert werden konnte. Sie wendete daher ihre Blicke, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, nach einer anderen Seite, und fing an, die Ausgaben für den Haushalt zu untersuchen. Bisher hatte sie drei Dienstboten gehalten; sie beschloß zwei davon wegzuthun, und nur eine alte Frau zu behalten, Line genannt, die ihr von Jugend auf gedient hatte, und ihr innig ergeben war. Die Ausgaben für den Haushalt konnten auch merklich vermindert werden, und obschon niemals unnöthigerweise Geld verausgabt wurde, beschloß Katharina doch, von nun an noch sparsamer zu leben.

Die Frau hatte sich vorgenommen, diesen Abend Daniel selbst von allen dem zu unterrichten, und ihm ihren Entschluß mitzutheilen; doch sie würde es für eine Sünde gehalten haben, durch solch traurige Gespräche die Freude zu verscheuchen, die so deutlich auf dem Gesichte ihres Sohnes zu lesen war, und von welcher seine Worte ihr bald die Versicherung gegeben. Und sie, seine Mutter, sie sollte die Freude, welche Daniel nun so innig fühlte, durch die schreckliche Wirklichkeit tödten? — Sie sollte Daniel sagen: „Sohn, ich sehe in der Zukunft nur Armuth vor uns; unser Vermögen ist ruinirt; wir müssen unsere Ausgaben verringern, unsere Dienstboten fortschicken; unser Haus gehört uns nur mehr halb zu; Maria wird nie die Deine werden, denn sie ist reich und wir sind arm....?"

Nein, das konnte sie nicht, und ihr Gewissen sagte ihr, daß sie dieß nicht thun dürfte. Und doch, that Daniel nicht Alles, was in seinen Kräften stand, und hatte er nicht all seinen Muth nöthig, um auf der mühseligen Bahn, die er betreten, mit Nutzen fortzuschreiten? O, nein, nein! Sie fühlte es, daß sie besser thäte, ihm nichts davon zu sagen, und nur im Stillen die vorgenommenen Veränderungen in's Werk zu setzen.

Während Katharina in diesen traurigen Gedanken versunken da saß, kam Line, die alte Dienstmagd, in's Zimmer. Es fiel dieser nicht schwer, zu bemerken, daß ihre Herrin wieder von einem neuen Schmerze überfallen war. Line war von diesem Anblicke heftig ergriffen, denn sie liebte Katharina, als wenn sie ihre Tochter gewesen wäre. Sie trat langsam näher, faßte die Frau

bei der Hand und sprach: „Meine liebe gnädige Frau, Sie sind wieder unglücklich, ich sehe es.“

„O Line!“ seufzte die Frau, „Du weißt es, ich habe seit meiner Jugend, seit meinem Hochzeitstage nicht aufgehört, unglücklich zu seyn.“

In der Folge setzte ihr Katharina ihre Lage auseinander, da sie immer viel Vertrauen in Line gesetzt, und machte sie mit dem Entschlusse bekannt, den sie gefaßt. Line vergoß Thränen und sagte: „O, ich werde Sie nie verlassen, meine gute Herrin; ich besitze einiges Geld, das ich bei Ihnen und Ihrem Vater gewonnen habe, verfügen Sie frei darüber, es gehört Ihnen. Wenn dieses verbraucht ist, dann werde ich für Sie arbeiten; ich bin wohl alt, aber ich kann doch noch Geld verdienen.“

„Hab' Dank, meine brave Line,“ versetzte die Frau, „doch es ist so weit noch nicht gekommen.“

Bei diesen Worten drückte sie der Dienstmagd die Hand.

„Wenn ich an die Zeit zurückdenke,“ seufzte Line, „als ich Sie auf meinem Schooße liebkosete, und Sie mir freundlich zulachten, und dann als ich Sie in die Kirche und auf Spaziergängen begleitete, und Sie an Schönheit und Tugend immer zunehmen sah! — Gott! Gott! und dann Ihre Heirath, Ihre unglückselige Heirath! und Ihr Gemahl, welcher . . .“

„Genug, Line, kein Wort mehr davon; Du weißt, daß ich Dir dieß mehrmals verboten habe.“

„Ja, ja, ich weiß, daß Sie immer zu gut gewesen sind. Nun, mag es seyn; denken wir nur an die Ge-

genwart. Ich werde dafür sorgen, daß innerhalb weniger Tage die beiden Dienstboten zur Thüre hinaus sind."

„Wie wirst Du dieß anfangen, Line? Ich möchte nicht gerne sehen, daß . . ."

„Lassen Sie nur mich machen," sagte die alte Dienstmagd, und verließ eilig das Zimmer.

Katharina ging zu Bette, und während Daniel von seiner Liebe und einer schönen Zukunft träumte, floh der Schlaf seine arme Mutter, und sie sah schon in Gedanken ihr künftiges Unglück vor sich.

Line erfüllte ihr Versprechen, und zwar auf folgende Weise: Obwohl von Natur eine brave und gefühlvolle Frau, war sie doch nicht ganz frei geblieben von dem Gebrechen, dem man gewöhnlich bei den alten Dienstboten begegnet, die ihr ganzes Leben in einem Dienste hingebracht. Sie spielte immer die Herrin im Haushalte, und da ihre Befehle bisher nichts Unbilliges verlangt, so hatten ihr der Bediente, Piet, und die Nebenmagd, Nettchen, immer gehorcht. Jetzt aber veränderte sie ihre Manieren. Sie befahl Nettchen, sich mit Dingen abzugeben, welche ihr nicht zufielen: sie ließ sie viermal dieselbe Arbeit thun, und wußte dann doch noch immer was daran zu tadeln. Nettchen wollte sich bei Katharina nicht beklagen, denn sie stellte sich vor, daß diese nur durch die Augen der alten Dienstmagd sehen, und ihr immer Recht geben würde. Einige Tage lang ertrug sie geduldig die Tyrannei der alten Line; endlich konnte sie es nicht mehr länger aushalten, sie sagte ihren Dienst auf, und wollte augenblicklich gehen. Katharina war darüber sehr verwundert, und suchte den Grund

zu erfahren; doch Nettchen sagte, dieß wäre unnöthig. Die Frau wollte sie jedoch nicht ohne ein Geschenk gehen lassen. Dieß rührte das Herz des Mädchens, und nun bekannte sie, daß sie wegen der alten Zauberhexe Line fortginge. Katharina wußte nicht, was sie darauf antworten sollte; sie kannte die Lage der Dinge nicht, und wußte nicht, daß die ungewöhnliche Tyrannei Linens erst seit einigen Tagen begonnen hatte, und eine Comödie war, welche die alte Dienstmagd spielte.

Piet, der Bediente, der für Nettchen viel Zuneigung in seinem Herzen fühlte, und im Sinne hatte, sie bald zu seiner Braut zu machen, wollte ihr folgen, und verließ ebenfalls den Dienst. Katharina tadelte die alte Dienstmagd wegen des Benehmens, das sie angenommen, aber Line antwortete: „Es war das einzige Mittel, ihrer los zu werden; ich habe mir selbst Gewalt anthun müssen, das arme Nettchen so zu plagen, daß sie die Geduld verließ; ich hatte innerlich Mitleid mit ihr, doch es war nothwendig, denn sonst hätten sie leicht die Ursache errathen können, warum sie gehen müßten. Nun können sie ruhig auf mich schelten; Ihre Ehre, meine liebe gnädige Frau, soll unverletzt bleiben, und Niemand soll wissen, in welcher Lage wir uns befinden.“

Katharina fühlte sich in diesem Augenblicke zugleich betrübt und erfreut. Es freute sie, zu sehen, wie die alte Line sich für sie aufopferte, und, um ihre Ehre zu bewahren, lieber eine verächtliche Rolle hatte spielen wollen.

XIV.

Daniel wußte nichts von den Schmerzen, welche das Herz seiner Mutter zerrissen. Er wurde selbst später nicht gewahr, daß die beiden Dienstboten, die das Haus verlassen hatten, durch keine anderen ersetzt wurden. Der Jüngling dachte nur an seine Liebe; täglich verlebte er himmlische Stunden bei ihr, und hielt sich für den Glücklichsten der Sterblichen. O, jetzt erst kostete er die Süßigkeit des Lebens; bisher hatte er nur halb gelebt, jetzt lebte er ganz, denn seine Seele hatte eine andere Seele gefunden, die sie verstand, die mit ihr lebte, und an die sie unzertrennlich gebunden war. O, wie stolz war nun der Jüngling: auch er, auch er besaß nun eine Geliebte, auch er war so glücklich, sagen zu können, daß es eine Seele gäbe auf Erden, über die er gebot, die er beherrschte, die er unter seinen Flügeln trug und pflegte, einen Geist, der dem seinen zugethan, der die Gefühle und Gedanken seines Geistes empfing, und der fortan ohne ihn nicht mehr bestehen konnte.

Dieses Glück dauerte einige Zeit ungestört fort. Als der Winter herangenaht war, begannen seine Vergnügungen den glücklichen Zustand Daniels noch zu vergrößern. Der Verkehr in dem Hause des Herrn van Berchem hatte ihm Gelegenheit gegeben, mit einigen angesehenen bürgerlichen und Kaufmannsfamilien Bekanntschaft zu machen. Er wurde daher zu verschiedenen Abendgesellschaften und Schmausereien eingeladen und

er ließ solche Einladungen nie unerwiedert, wenn er wußte, daß Maria sich ebenfalls dort befand.

Alles dieß hatte auch, wie man leicht einsehen wird, seine schlimme Seite, und unser Daniel kam dadurch in große Unkosten. Seine arme Mutter sah mit betrübtem Herzen zu. Jedoch sie hatte nicht den Muth, ihren Sohn von ihrer wahren Lage zu unterrichten: sie suchte dieß Alles auf andere Art wieder hereinzubringen. That die unglückliche Katharina gut daran? Wir wollen nicht darüber aburtheilen, sondern nur bemerken, daß wir glauben, es würden viele Mütter unter solchen Verhältnissen ihrem Beispiele folgen. Und dennoch, konnte die arme Frau wohl anders? durfte sie ihrem Sohne die Mittel benehmen, sich bekannt zu machen und fortzuschreiten auf der betretenen Lebensbahn? . . .

Das Glück der Erde ist unbeständig.

Wie verbraucht diese Wahrheit auch seyn mag, sie bleibt doch immer eine Wahrheit, und Daniel mußte es seinerseits wiederum beweisen. Ein kleines Wölkchen zeigte sich seinem Geiste am fernen Horizonte, und wer weiß nicht, daß ein kleines Wölkchen oft der Vorbote eines schweren Gewitters ist?

Es fand bei Herrn van Berchem ein kleines Abendfest statt. Zu demselben waren nur einige gute Bekannte und Freunde geladen, denn man wollte sich ein stilles, ungestörtes Vergnügen verschaffen. Herr van Berchem hatte seinen Staatsrock nicht an, und befand sich vollkommen gut in seiner Bequemlichkeit. Als der Theetisch abgetragen war und man einige feine Getränke

genossen hatte, zerstreute man sich im Zimmer umher. Daniel hatte sich zu Maria und ihrer Mutter gesellt, und unterhielt die Frauen mit einem geistreichen und muntern Gespräche. Einige von den Gästen saßen an Spieltischen, und vertrieben sich die Zeit mit einem lustigen Kartenspiele. Van Berchem war mit einem Herrn im Gespräche begriffen. Der alte Kaufmann schien viel Geschmack an diesem Gespräche zu finden, denn er lachte unaufhörlich. Der mit ihm sprach war ein Herr von gewöhnlicher Körperform: seine Haare waren dunkelbraun, seine Augen grau und durchdringend, sein Mund war klein und von schmalen Lippen umsäumt, seine Nase ziemlich lang; doch da sein ganzes Gesicht länglicht war, fiel Letzteres nicht sehr auf. Dieser Herr verwendete kein Auge von unserm Daniel; er folgte allen seinen Bewegungen, und es schien, als wollte er aus den Mienen des Jünglings erspähen, welches der Inhalt seines Gespräches wohl seyn möchte. Herr van Berchem bemerkte dieß nicht, allein Daniel wurde es gewahr, und fragte Mariens Mutter, wer diese Person wäre, die er schon ein andermal in ihrer Gesellschaft getroffen.

„Ich kann ihn nicht leiden," sagte Maria, ehe noch ihre Mutter antworten konnte, „es ist etwas in seinen Blicken, was mich erröthen macht."

Julie, die Mutter, sagte hierauf: „Es ist Herr N., ein reicher Mann; sein Gespräch ist sehr geistreich;" und zu Maria sich wendend, fuhr sie fort: „ich begreife nicht, Maria, warum Du so schlecht auf ihn zu sprechen bist."

„Liebe Mutter, ich begreife es selbst nicht, allein ich kann ihn nicht sehen."

Dieß Gefühl seiner Geliebten behagte Daniel, wie es jedem Verliebten gefallen haben würde. Er suchte nun dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, und dieß gelang ihm auch bald.

Einige Augenblicke später stand Herr van Berchem plötzlich auf, trat auf Daniel zu, und sprach: „Mein braver Freund Daniel, wollten Sie mir nicht das Vergnügen machen, mit Herrn N. eine Parthie Schach zu spielen? Ich habe ein wenig Kopfschmerzen, sonst würde ich selbst der Aufforderung dieses Herrn genügt haben. Sie wissen recht wohl, daß ich Liebhaber von diesem Spiele bin."

Herr N. war inzwischen näher getreten.

„Herr van Berchem," antwortete Daniel, „ich werde mit Vergnügen Ihrer Aufforderung nachkommen; allein Herr N. erwartet wohl in mir einen großen Meister, und ich muß ihn daher im Voraus versichern, daß ich nur ein armselger Spieler bin."

„Mein Herr, Sie sind zu bescheiden," antwortete Herr N. mit einem Lächeln.

„Verzeihen Sie, Herr N., die Bescheidenheit ist eine Tugend, die ich mir nicht zuerkenne."

Inzwischen trat man an den Tisch, und man konnte es Daniel leicht am Gesichte absehen, wie ungern er die Gesellschaft Mariens verließ, um dem Herrn N. zu gefallen, den er, ohne ihn zu kennen, von Herzen haßte. Ein Theil der Gesellschaft, worunter Herr van Berchem, stellte sich um die Spieler.

Die erste Parthie dauerte nicht lange, und wurde von Daniel gewonnen. Herr N. machte ihm sein Compliment darüber; doch wer ein wenig aufmerksam wär, konnte leicht sehen, daß es eitel Spott war. Herr N. sah recht gut, daß er Daniel überlegen war.

Die Figuren wurden nun wieder aufgestellt, und Herr N. nahm eine halb lachende, halb ernste Haltung an: „Ich sehe wohl," sagte er, „daß ich all meine Aufmerksamkeit nöthig haben werde, und meine Batterien gut decken muß. Herr Daniel, Sie sind ein hitziger Kämpfer."

„Sie irren sich wahrlich, mein Herr," antwortete der Jüngling, „denn ich glaube, daß der Sieg, den ich errungen, ein wenig von Ihnen vorbereitet war."

„Schon wieder bescheiden, Herr Daniel."

Der Jüngling antwortete nicht, denn er merkte, daß Alles, was sein Gegner sagte, wenn auch nicht Spott, so doch wenigstens eitle Prahlerei war.

Alle Umstehenden waren in der gespanntesten Erwartung; Herr N. begann: „Sehen Sie, Herr Daniel, ich setze meine Vorwachen aus; meine Bauern machen Entdeckungsreisen."

„Sind sie nicht von Pferden vertheidigt?" fragte Daniel und nahm seinem Gegner einen der sogenannten Bauern.

„Ein Pferd ist einen Bauern werth," sagte Herr N., und nahm Daniel ein Pferd weg.

„Das hatte ich nicht gesehen."

„Wollen wir den Zug zurücknehmen?" fragte Herr N.

„Nicht doch,“ sagte der Jüngling, und brachte einen seiner Läufer hinaus.

„Diese Läufer *) sind oft furchtbar,“ sagte Herr N., „und hier kommt eben einer und beunruhigt meine Königin. Gut, daß wir ihn unschädlich machen können,“ und er stellte eines seiner Pferde vor die Königin.

„Diesen Tausch geh' ich ein,“ sagte der Jüngling, und Pferd und Läufer verschwanden vom Schachbrette.

Daniel schien allmälig seine Kaltblütigkeit zu verlieren, denn er spielte rasch fort, und raubte, was er konnte.

„Herr Daniel, nehmen Sie sich in Acht, ich habe es auf Ihre Königin gemünzt, sie muß mein werden.“

Während Herr N. dieß sagte, warf er einen Blick im Saale umher. Es schien dem Jünglinge, als enthielten diese Worte etwas Geheimnißvolles. Er dachte nicht mehr an's Spiel; es drehte sich Alles vor seinen Augen, und mit einemmale ward es ihm klar, daß Herr N. sein Nebenbuhler war. Die Königin verwandelte sich in seinen Augen plötzlich in Maria und dieser Gedanke trübte seinen Geist. Er lehnte das Haupt auf seine Hände, stützte seine Elbogen auf den Tisch und

---

*) Ohne Zweifel eine ironische Anspielung auf Daniel in Betreff Maria's, die sich jedoch im Deutschen nicht wiedergeben läßt. Die Läufer heißen nämlich im Flämischen **zotten**, oder **dwazen**, eigentlich „Narren, Dummköpfe.“

blieb in Gedanken versunken sitzen. Die Umstehenden dachten, er überlege das Spiel, und wolle einen entscheidenden Schlag ausführen; doch vor Daniels Geiste war das Spiel verflogen. Endlich richtete er sein Haupt auf und schaute seinem Gegner starr in die Augen; doch dieser zeigte immer dasselbe lächelnde Gesicht. Der Jüngling machte nun wieder einen Zug und sah bald die Figur, mit der er gespielt hatte, rauben. Nach ein paar Augenblicken sprach Herr N. in scherzendem Tone: „Herr Daniel, ich habe es Ihnen gesagt, die Königin ist mein.“

Und fürwahr, der Schlag war unabwendbar.

„Königin verloren, Spiel verloren, sagt man gewöhnlich,“ sprach Daniel, indem er sich Gewalt anthat, um zu lächeln, „doch ich gebe mein Spiel deßhalb noch nicht auf.“

Das Spiel ging fort, ohne daß weitere Bemerkungen gemacht wurden, bis endlich Daniel ausrief: „Schach dem König!“

Herr N. ließ seinen König den Platz verändern; Daniel nahm noch andere Figuren zu Hülfe, und gab sich alle Mühe, den König seines Gegners zu umzingeln. Doch dieser ließ ihn ruhig machen, und arbeitete auf einer andern Seite, bis es endlich an ihm war, zu rufen: „Schach dem König!“

Daniel wehrte den Schlag ab, verlor aber dabei einige Figuren. Das Spiel kam endlich so weit, daß Daniels König sich in einer Lage befand, wo er weder schach noch matt war, sich jedoch nicht von seiner Stelle rühren konnte.

„Ich geb' es auf," sagte der Jüngling, und erhob sich von seinem Sessel.

„Es ist noch nicht Alles verloren," rief Herr N.

„Aber wenig mehr zu gewinnen," sagte Daniel und gesellte sich zur übrigen Gesellschaft.

Die Freude war nun für den Jüngling verschwunden, er fühlte seinen Geist umnebelt und verdüstert, und ging eine Zeit lang im Saale auf und nieder. Herr N. benützte diesen Augenblick und begab sich zu Maria und ihrer Mutter. Er knüpfte mit ihr ein Gespräch an und eine teuflische Freude war in seinen Zügen zu lesen. Daniel bemerkte dieß und setzte sich an einen Spieltisch, wo er ungesehen die Frauen beobachten konnte. Er sah anfangs mit Vergnügen, daß Maria durchaus nicht verhehlte, wie unangenehm ihr die Gesellschaft des Herrn N. war. Dieß that dem Herzen des Jünglings unbeschreiblich wohl. Die Mutter jedoch hörte aufmerksam auf das, was Herr N. erzählte, und mehr als einmal brach sie in Lachen aus. Endlich bemerkte Daniel, daß Herr N. seine Rede direkt an Maria richtete, und sah das Mädchen darauf erröthen. Doch er sah diese Röthe bald wieder von ihren Wangen verschwinden, und Maria schien nun mit mehr Aufmerksamkeit auf seine Worte zu lauschen.

„Er hat ihr gewiß einige schöne Worte gesagt," dachte Daniel bei sich, „und sie fühlt sich dadurch geschmeichelt! O! die Weiberherzen sind alle empfänglich für Eitelkeit, und Maria wird auch keine Ausnahme davon machen!"

Herr N. unterhielt sich noch eine Weile mit den

beiden Frauen. Endlich stand er auf, verließ sie, und suchte Herrn van Berchem auf, der in diesem Augenblicke allein war, und mit dem er ein zweites Gespräch anknüpfte. Es war Daniel nicht schwer, zu bemerken, daß dieß Gespräch von Belang seyn mußte, denn er sah bald Herrn van Berchem eine ernste Haltung annehmen und aufmerksam auf Herrn N. zu hören. Dieser fuhr immer fort, zu sprechen. Van Berchem antwortete wenig und schien erstaunt. Dieß Alles erweckte in dem Jünglinge tausend Gedanken; er fühlte sich nahe daran, ohnmächtig zu werden; eine Unruhe, von der er sich nicht Rechenschaft geben konnte, hatte ihn ergriffen, und folterte seine Seele auf furchtbare Weise. Endlich konnte es Daniel nicht länger mehr ertragen; er nahm seinen Hut, trat zu Maria, und wünschte ihr und ihrer Mutter eine gute Nacht, und zwar in einem so kalten und ungewöhnlichen Tone, daß Maria sich nicht enthalten konnte, ihr Erstaunen darüber auszudrücken.

„Warum gehst Du schon, Daniel?“ fragte sie leise.

„Ich kann nicht länger mehr bleiben,“ sagte der Jüngling mit einem irren Blicke, und, ohne Jemand Anderen anzusehen, oder zu grüßen, verließ er den Saal.

Er eilte nach Hause, begab sich zu Bette, und es entquoll seinen Augen ein Strom von Thränen.

„Bin ich denn ein Kind,“ sprach er zu sich selbst, „warum weine ich denn?“

Aber dennoch konnte er seine Thränen nicht zurückhalten, und brachte die ganze Nacht unter endlosen Seelenqualen hin.

Am Morgen des andern Tages wartete der Jüngling

mit Ungeduld auf die Stunde, um welche er sich gewöhnlich zu Maria begab.

Eben so ungeduldig erwartete ihn das Mädchen. Verstimmt trat Daniel ins Zimmer und ließ sich neben Maria auf einen Sessel nieder. Lange blieb er da sprachlos sitzen, und heftete nur hin und wieder seine untersuchenden Blicke auf Maria, als wollte er in ihren Zügen etwas entdecken. Das Mädchen ließ ebenfalls kein Wort ihrem Munde entschlüpfen, doch war es deutlich, daß ihre Traurigkeit von Minute zu Minute zunahm. Daniel wurde dieß gewahr, und fand sich gleichsam genöthigt, das erste Wort zu sprechen. Sein Gefühl hatte schon zur Hälfte seinen Groll überwunden; doch er wollte sich selbst glauben machen, — etwas, woran die Verliebten sich oft stoßen, — daß Maria sich gegen ihn vergangen hatte. Endlich sagte er: „Hat Dich Herr N. gestern Abend mit seinem Liebesgeschwätze gut unterhalten, Maria?“

„Endlich ist es heraus,“ sagte das Mädchen, „ich wartete schon lange darauf.“

„Es ist Dir gewiß unangenehm, was ich eben sagte?“

„Daniel, Daniel, was denkst Du?“

„O, ich denke nichts! Herr N. ist ein geistreicher Mann, wie Deine Mutter sagt. Und Du, Du kannst ihn nicht leiden; aber seine Worte können doch den Lachgeist bei Dir erwecken, und Freudestrahlen auf Dein Gesicht hervorrufen . . .“

„Genug, Daniel, genug, Du quälst mich!“ rief plötzlich das Mädchen, „alle diese Worte sind eitel, und dienen zu nichts. Es gibt Dinge von weit mehr Ge-

wicht. Du bist böse auf mich, und hast keine Gründe dazu. Wenn Du fühltest, was in meiner Seele vorgeht, o, Du würdest eine ganz andere Sprache führen!"

Daniel wurde gerührt durch diese Worte. Er betrachtete erstaunt seine Geliebte, und Thränen waren bereit, ihm über die Wangen zu rollen. Die Hand des Mädchens ergreifend, fragte er: „Maria, ich bitte Dich, sage mir, welch ein Unglück über unsern Häuptern schwebt!"

„Ja, Unglück, Du sagst es, Daniel."

„Nun, so sprich, ich bitte Dich!"

„So wisse denn, daß Herr N. mich gestern Abend von meinem Vater zur Ehe begehrt hat!"

„Was sagst Du, Maria? O, Gott! So hat mich denn meine Ahnung nicht betrogen! . . . Und was hat ihm Dein Vater darauf geantwortet?"

„Daß er es überlegen wolle."

„Daß er es überlegen wolle! . . . Glaubt er denn, er sey im Begriffe, einen Handel zu unternehmen, daß er erst berechnen müßte, welchen Vortheil er daraus ziehen würde? konnte er es denn diesem abscheulichen Menschen nicht sogleich abschlagen . . . Und was hat Herr van Berchem Dir gesagt?"

„Nichts; er hat mir noch kein Wort davon gesagt; ich weiß Alles nur von meiner Mutter."

„O Gott! o Gott!" seufzte Daniel, „und Dein Vater, der so starrköpfig ist, so unerbittlich in seinen Entschlüssen! Was soll aus uns werden? Was willst Du thun, Maria?"

„Du fragst noch, Daniel," sagte das Mädchen,

„weißt Du denn nicht mehr, daß ich Dir ewige Liebe geschworen habe?“

„Und diese Liebe ist unverbrüchlich, nicht wahr, Maria?“

„Diese Liebe ist ewig, wie ich Dir gesagt habe, mein Freund, und nichts ist fähig, die Gefühle meines Herzens zu verändern.“

„O Dank, Dank, mein Engel! Du schenkst mir das Leben wieder. Verzeih' mir, Maria, daß ich einen Augenblick an der Standhaftigkeit Deiner Liebe zu zweifeln gewagt . . . Herr N. ist reich, dachte ich, wer weiß, ob Maria sich nicht dadurch blenden läßt, und den armen Künstler darüber vergißt, dessen ganzer Reichthum die Zukunft ist. O, verzeihe mir diesen schuldvollen Gedanken, Maria; er war eine Sünde, ein Hohn, den ich Deinem Herzen anthat!“

„Du bist mein einzig Geliebter, Daniel,“ seufzte das Mädchen, „und nichts wird vermögen, uns jemals zu trennen.“

Der Jüngling war entzückt über diese Worte; er ergriff die Hand seiner Geliebten, und bedeckte sie mit Thränen und Liebesküssen.

Die beiden Liebenden hatten sich in diesem Augenblicke so sehr ihren Gefühlen überlassen, daß sie nicht hörten, wie die Thüre des Zimmers geöffnet wurde, und Jemand eintrat. Plötzlich entfloh Maria's Munde ein Schrei; Daniel erhob seinen Blick, und sah Herrn van Berchem vor ihnen stehen. Das Gesicht dieses Letzteren drückte die größte Verwunderung aus; er heftete abwechselnd seine Blicke bald auf Daniel und bald auf

Maria, und konnte kein Wort hervorbringen. Der Jüngling blieb in diesem Augenblicke kalten Blutes; er hielt noch immer Maria's Hand fest in der seinigen und sah Herrn van Berchem ohne Arroganz, aber auch ohne Furcht an: seine Züge zeigten kein schuldiges Bewußtseyn. Dieses peinliche Schweigen dauerte einige Augenblicke; endlich rief Maria's Vater: „Herr Daniel! . . .“

Der Jüngling stand auf, und sprach: „Mein Herr, weitere Worte sind unnöthig; ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir einander lieben, daß unser Beider Glück von Ihnen abhängt.“

„Ich seh' es hinlänglich!“ rief Herr van Berchem aufgebracht aus.

Daniel nahm wieder das Wort: „Vielleicht bin ich schuldig, weil ich Sie nicht früher von meinen Gefühlen unterrichtet habe; allein ich wollte erst der Liebe Maria's gewiß seyn, und mich ihrer würdig zu machen suchen.“

„Und Du, Maria?“ fragte van Berchem.

„Vater, Du hast es gehört,“ sagte diese.

Nach diesen Worten stand sie auf, und verließ das Zimmer. Van Berchem war rathlos; er ging im Zimmer auf und nieder, warf hin und wieder einen Blick auf den Jüngling, und sprach endlich: „Herr Daniel, meine Tochter hat Ihren Unterricht nicht mehr nöthig; also, Sie verstehen mich?“

„Das will sagen, mein Herr, daß Sie mir Ihr Haus verbieten?“

„Sie haben es errathen, junger Mensch.“

„Mein Herr,“ begann Daniel wieder, „da es möglicherweise das letztemal seyn seyn wird, daß ich mich in

Ihrer Nähe befinde, so bitte ich Sie, mir zu erlauben, Ihnen noch einige Worte sagen zu dürfen."

Van Berchem fühlte sich durch die Rede des Jünglings gerührt; er antwortetete: „Wohlan denn, sprechen Sie, und seyen Sie kurz."

„Mein Herr, ich liebe Maria aus allen Kräften meiner Seele. Schenken Sie sie mir zur Braut, und ich schwöre Ihnen, sie glücklich zu machen. Nichts soll mich abschrecken, wenn ich für sie Reichthum und Schätze sammeln kann; ich bin jung, die Zukunft steht offen vor mir, und ich habe volles Vertrauen auf die Kunst."

„Das will sagen," antwortete van Berchem, „daß Sie vielleicht einstens etwas werden können; doch welche ist für den Augenblick Ihre Lage, mein braver Herr Künstler?"

Ein leichtes Lächeln flog über van Berchems Gesicht.

„Meine Lage? . . ." wiederholte Daniel, und jetzt erst dachte er ernstlich daran; jetzt schien es ihm wie eine Binde von den Augen zu fallen. Er dachte an den schlechten Stand seines Vermögens, er dachte an die Veränderungen, die er bereits im Haushalte bemerkt, ohne bisher die Gründe davon untersucht zu haben, und er fühlte, der unselige Jüngling, daß seine Lage nur unglücklich genannt werden konnte . . .

„Meine gegenwärtige Lage?" wiederholte er noch einmal; doch er sprach nicht weiter, denn er bemerkte in diesem Augenblicke das Lächeln, das noch immer auf van Berchems Gesichte schwebte. Dieses Lächeln schien sagen zu wollen: — ich kenne deine Lage; sie ist armselig. — Ein Gefühl des Selbstbewußtseyns oder Stol=

zes, wenn man will, erstand in diesem Augenblicke in dem Herzen des Jünglings: „Mein Herr," sprach er in ernstem Tone, „Niemand auf Erden kann sich vor Unglück sicher achten. Meine Mutter und ich haben viele Schmerzen erlitten, und wenn es mir möglich wäre, Sie dieselben kennen zu lernen, so bin ich gewiß, daß Sie dieses spöttische Lächeln, das jetzt Ihre Miene verzieht, tief in Ihrer Seele verborgen gehalten hätten. O ja, ich fühl' es, vor der Welt bin ich nicht werth, Ihr Schwiegersohn genannt zu werden, und mich mit Maria zu verbinden: eine Familienschande klebt ja an meiner Stirne, nicht wahr? Doch . . . mein Herr, wenn Sie in meinem Herzen lesen könnten, würden Sie Mitleid mit mir haben, wenn anders Ihre Seele für Mitleid empfänglich ist. Leben Sie wohl . . . ich werde bessere Tage abwarten . . . das Unglück wird mich wohl nicht immer verfolgen . . ."

Während Daniel diese letzten Worte sprach, hatte er sich von Betrübniß niedergebeugt gefühlt. Er hatte Mühe, seine Thränen zurückzuhalten, und dieß war der hauptsächlichste Grund, weßhalb er, ohne von Herrn van Berchem eine Antwort abzuwarten, das Zimmer verließ. Als er die Treppe hinunter ging, begegnete er Marien, die ihn, mit Furcht im Herzen, erwartete, und mit ihren Blicken fragte, wie das Gespräch abgelaufen sey.

„Maria, wir sind unglücklich," sagte Daniel mit gepreßter Stimme, „wirst Du fortfahren, mich zu lieben?"

„Ewig!" seufzte das Mädchen, und Thränen strömten über ihre Wangen.

„Dann ist noch nicht alle Hoffnung verloren," sagte

der Jüngling, drückte Marien noch einmal die Hand, und eilte aus dem Hause.

Van Berchem hatte inzwischen das Zimmer noch nicht verlassen, und murmelte halb lachend vor sich hin: „Ja, der Stand seines Vermögens ist artig! Sehr artistisch! Wie es mir gestern Herr N. gesagt hat. Ah! er rechnet auf die Zukunft! Sein Vater hat sie ihm sehr schön gemacht, die Zukunft! Wechsel zu bezahlen, wie der des Herrn N. . . . ausstehende Schulden! Ich habe Mitleid mit der armen Katharina, sie hat doch solch ein Loos nicht verdient . . . Und Maria, Herr N. hat nochmals Recht, sie liebt diesen jungen Träumer . . . Wir werden sehen!"

XV.

Wir werden nicht zu beschreiben versuchen, was in Daniels Herzen vorging, und welche Gefühle sich desselben bemeisterten. Dazu würden unsere Kräfte nicht ausreichen, und es liegt auch nicht in unserer Absicht, eine Schilderung der inneren Wünsche zu geben, und nachspüren zu wollen, was im Geheimsten der Seele vorgeht. Wir haben unsern Lesern eine Erzählung versprochen, und müssen ihnen also nur die Vorfälle berichten, welche sich ereignen, von welchen Neigungen und Leidenschaften die Seele unserer Personen erregt wird, und welches die sichtbare Wirkung dieser Neigungen und Leidenschaften auf sie ist. Auf welche Art diese Triebe wirken, kann jeder sich nach seinem eigenen Gefühle denken.

Es wäre leicht ein ganzer Band darüber zu schreiben, was Daniel in seiner Seele fühlte während der kurzen Zeit, die er brauchte, um vom Hause des Herrn van Berchem nach seiner Wohnung zu gelangen. Der Jüngling bildete tausend Pläne, welche alle, nach einer augenblicklichen Untersuchung, in Dunst zerfielen. Er dachte an sein reichliches Auskommen von früher, an die frohen Tage seiner Kindheit, die er so fröhlich an der Seite seiner Mutter hingebracht; dann an das Unglück, welches die Lebensweise seines Vaters über sie gebracht, und das jetzt noch ihn und seine Mutter darniederdrückte, und seinen Namen mit Schande bedeckte. O, dachte er, Herr van Berchem lachte, er wird gewiß ahnen, daß unser Vermögen verschwunden ist! Vielleicht denkt er, daß ich es auf das Vermögen seiner Tochter abgesehen habe, und meine Liebe von einer niedern Absicht geleitet wurde. O, dieses Lächeln hat mich gepeiniget! Gut, daß er mir nicht offen das Betragen meines Vaters vorhielt ... dieß hätte ich nicht ertragen können! Er wird ohne Zweifel Alles bei sich hinlänglich überlegt haben! ...

Von solchen Gedanken gefoltert, betrat Daniel seine Wohnung. Er begab sich geraden Weges nach seinem Arbeitszimmer und ließ sich dort auf einen Sessel niedersinken. Nun ließ er seiner Phantasie wieder den Zügel schießen, und nachdem er über die Vergangenheit nachgedacht, ließ er seinen Geist in die Zukunft hinüberschweifen. Dieß Alles diente jedoch nur dazu, sein Gemüth noch mehr zu erregen. Endlich ließ der Jüngling seinen Blick auf ein angefangenes Gemälde fallen und

sprach: „Nein! noch ist alle Hoffnung nicht verloren; die Kunst wird meine Stütze sein; sie wird ihren Sohn nicht verlassen und mir Trost und Freude bringen. Wohlan, arbeiten wir mit Muth und Liebe! Ich habe bisher nur schon zu viel köstliche Zeit damit verloren, daß ich Vergnügungen nachjagte; fortan will ich keine einzige Stunde mehr opfern; ich werde arbeiten, ohne Unterlaß arbeiten und sehen, ob meiner am Ende der Arbeit nicht der Sieg wartet. O Maria, ich will, ich muß mich Deiner würdig machen, und wenn ich Ehre und Reichthum erworben, wird vielleicht das Herz Deines Vaters zu bewegen sein …"

Dieser feste Entschluß schien dem jungen Künstler einigermaßen Muth einzuflößen; doch jetzt dachte er auf einmal daran, daß es ihm fortan verboten war, seine Geliebte zu sehen und zu sprechen, und daß Herr N. vollkommene Freiheit hatte, täglich das Mädchen zu besuchen und Alles wird in's Werk setzen können, ihre Liebe zu erringen. Herr von Berchem wird seinerseits ebenfalls Alles aufbieten und wer weiß, was Maria nicht wird leiden müssen! Wer weiß, ob sie nicht ihren entfernten Geliebten dem unerbittlichen Willen ihres Vaters und ihrer eigenen Ruhe opfern wird? Dieser Gedanke erregte in der Brust des Jünglings eine gränzenlose Eifersucht und er verfiel wieder in eine Traurigkeit, welche der Verzweiflung nahe war. Nun erhellte wieder ein Strahl der Hoffnung seine Seele. Sein Freund Martin, der täglich zu Maria kam, wird ihm Nachrichten von ihr bringen und durch ihn wird er ohne Zweifel

einen Briefwechsel mit seiner Geliebten unterhalten können. So schwebte der unglückliche Jüngling immer zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

Als Daniel des Mittags mit seiner Mutter bei Tische saß, sagte er, daß er Willens wäre, sich fortan mit mehr Eifer auf die Kunst zu legen und einige Gemälde zu verfertigen um sich einen Namen zu machen und durch größere Mittel ihre Lage zu bessern zu suchen, da er recht gut einsähe, daß das Honorar für seine Lectionen nicht zureichte, um etwas an ihrer Lage ändern zu können. Katharina lobte diesen Entschluß und da sie sah, daß ein schwerer Kummer auf dem Herzen des Jünglings lastete, suchte sie durch ihre Reden ihm Muth einzuflößen und ihm zu verstehen zu geben, daß er, wenn er in der Kunst Glück haben wollte, dafür sorgen müßte, seinen Geist zu beruhigen.

„Meine liebe Mutter,“ sprach Daniel, „vielleicht noch einige Tage wirst Du mich traurig sehen; ich werde jedoch diese Traurigkeit überwältigen, ich versichere Dich dessen; allein es ist einige Zeit dazu nöthig. Was mich gegenwärtig bedrückt, ist zu schmerzlich und erfüllt meine Seele mit zu viel Bitterkeit, als daß ich es augenblicklich vergessen könnte.“

Hierauf setzte er ihr das Ganze auseinander und konnte sich nicht enthalten, bei dieser Erzählung reichliche Thränen zu vergießen. Katharina litt gewaltig, als sie der Schmerzen ihres Sohnes gedachte: „Mein Kind,“ sagte sie endlich, „vertrauen wir auf Gott! Schöpfe Muth, arbeite so viel Du kannst und sei versichert, daß der Himmel uns nicht verlassen wird.“

Daniel drückte mit Liebe seiner Mutter die Hand und trocknete die Thränen ab, die reichlich über seine Wangen herabrieselten.

Am selben Tage noch suchte der Jüngling, sich an's Werk zu machen. Doch seine Seele war zu erregt, sein Geist zu schwer darnieder gedrückt, um sich mit der Kunst beschäftigen zu können. Er stand daher auch bald wieder von seinem Malerstuhle auf und verließ seine Wohnung. Er dachte an seinen Freund Martin und suchte ihn auf, ihm sein Unglück zu erzählen.

Martin ward von dem Schmerze des Jünglings tief ergriffen. Er besaß Verstand genug, um nicht, wie gar viele sogenannte Freunde in diesem Falle gethan haben würden, Daniel fühlen zu lassen, daß er, Martin, dieß Alles vorhergesehen hatte, daß er gewußt, daß dieß Alles so ablaufen mußte; nein, er fühlte ächte, tiefe Trauer über das Schicksal seines Freundes und gab sein Mitleid durch Worte und guten Rath kund. Er konnte sich jedoch nicht enthalten, eifrig gegen den Herrn N. loszuziehen, und sagte Daniel, daß er jener Neffe sei, der das Vermögen Rosa's sich anzueignen gewußt hatte: „O, wer hätte je gedacht," fügte er bei, „daß dieser Taugenichts es wagen dürfte, an Maria's Hand zu denken!"

Martin befestigte seinen Freund noch mehr in dem Entschlusse, sich mehr mit der Kunst zu beschäftigen, sie fester zu umfassen und zu arbeiten, um sich einen Namen zu machen. Ferner versprach er ihm, daß er, im Falle er ihm bei Maria nützlich sein könnte, Alles thun würde, was in seinen Kräften stünde. Dieses Versprechen konnte

jedoch unglücklicherweise nicht gehalten werden, denn im selben Augenblicke, da die beiden Freunde noch miteinander sprachen, kam ein Brief von Herrn van Berchem, worin er den Herrn Martin ersuchte, Maria keine Musiklectionen mehr zu geben. Herr van Berchem sagte gerade heraus, welches seine Gründe wären, und daß er, da er die Anhänglichkeit der beiden Freunde kenne, keinen Argwohn auf Herrn Martin nähren wollte. Schließlich sagte er noch, daß die Lectionen, ob auch nicht gegeben, dennoch bezahlt werden würden, indem er nicht wollte, daß Herr Martin für seinen Freund büßen sollte. — In der Antwort, welche der Tonkünstler dem Herrn van Berchem sandte, weigerte er sich standhaft, diesen letzten Punkt anzunehmen, und verwarf van Berchem's Vorsichtigkeit gar nicht, indem er noch beifügte, daß er, Martin, bereit gewesen wäre, die Sache seines jungen Freundes zu führen.

Wir halten es für unnöthig, zu sagen, welch tiefer Eindruck diese Nachricht auf den armen Daniel machte. Er schloß hieraus, daß van Berchem sich vorgenommen, seine Tochter auf alle Art und Weise von ihrem Geliebten zu entfernen, — und so war es auch, — um sie eher dahin zu bringen, eine Verbindung mit Herrn N. einzugehen, den Daniel nun aus allen Kräften seiner Seele haßte. Martin hatte die größte Mühe, seinen Freund zu beruhigen und ihm begreiflich zu machen, daß hier durch Gewalt nichts zu gewinnen wäre.

Allen Widerwärtigkeiten zum Trotze blieb Daniel seinem Gelübde treu. Er arbeitete unaufhörlich, und bald hatte er ein schönes Bild fertig. Nun war die

große Sache, dasselbe zu verkaufen. Der Jüngling bat einige seiner Freunde, ihn zu besuchen; Martin munterte seinerseits auch seine Bekannten auf, das Bild Daniel's zu besehen und versicherte sie, daß es wirklich ein Meisterstück sey. Und dieß war auch die lautere Wahrheit.

Sehen wir nun, was die Folgen von dem Allem waren.

Einige vornehme junge Herren, welche die Leute gewöhnlich Pflastertreter nennen, und die nicht wußten, womit sie ihre Zeit todtschlagen sollten, machten Daniel einen Besuch, rauchten ihre Cigarre, unterhielten sich über Feste, Tanzpartien und über das Theater und hinderten den jungen Maler am Arbeiten. Die Schlimmsten unter ihnen betrachteten einige Augenblicke das Gemälde und gaben ihre Zufriedenheit zu erkennen, mit dem Bemerken, daß sie von der Malerei wenig oder nichts verstünden.

Andere, die unverschämter waren, wünschten dieß oder jenes anders, und bisweilen war der brave Daniel so gut, ihnen begreiflich machen zu wollen, daß sie Unrecht hätten und daß er sein Bild verderben würde, wenn er ihrem Rathe folgte.

Diejenigen, die auf Martin's Aufforderung hin Daniel besuchten, waren von einem anderen Schlage. Einige davon waren angesehene Männer aus dem Bürgerstande, die sich mehr oder minder auf die Kunst verstanden, denen die Malerei besonders gefiel, die jedoch den jungen Künstler nicht nach dem Preise zu fragen wagten, in der Meinung, er würde zu hoch sein, und man könnte bei Daniel, dem es, nach ihrem Glauben, nicht auf Geld ankomme, nichts abbieten. Höflichkeitsbezeugungen und

Complimente waren Alles, was der Jüngling von diesen Letzteren erhielt.

Noch eine andere Art von den Besuchern bestand aus kleinen Liebhabern, die die Kunst für ein mehr oder minder schönes Handwerk ansahen und nur aus Eitelkeit ein kleines Kunstkabinet anlegten. Sie sähen lieber, sagten sie zu Daniel, ein Bild, worauf Männchen sind. Diese wahre Nachahmung der Natur, diese frische Landschaft wäre wohl schön, ja; aber sie sähen lieber so einige Figürchen..."

„Hanswurste, oder so was der Art?"

„Ja, das ist eher etwas," war die Antwort, „**enfin, un tableau de genre.**"

„Ja, dieß hängt vom Geschmacke und Gefühle ab," sagte Daniel, und würde er nicht an sich gehalten haben, so hätte er diese letzteren Liebhaber zum Fenster hinausgeworfen...

Daniels Bild prangte inzwischen ruhig auf der Staffelei.

Dieß Alles war, wie man sich leicht denken kann, nicht geschickt, den Muth des Jünglings anzufeuern und aufzumuntern. Er klagte es seinem Freunde Martin. Dieser schwieg einige Augenblicke und sprach endlich: „Es giebt noch ein Mittel, Daniel; doch Sie haben mir schon gesagt, daß Sie davon nicht Gebrauch machen wollen."

„Welches Mittel?" fragte der Jüngling.

„Den Journalismus," antwortete Martin.

„Wenn ich dabei nicht eine niedrige That begehen müßte..."

„Würden Sie also nichts dagegen haben," unterbrach ihn Martin, „wenn man in den Tagblättern über ihre Arbeit spräche?"

„Woferne das, was man sagt, keine eitlen Lobhudeleien sind, oder..."

„Wohlan denn," unterbrach ihn Martin zum zweitenmale, „ich kenne einen Tagblattschreiber. Ich werde ihn bitten, Sie einmal zu besuchen, um Ihr Bild zu sehen, und ich zweifle nicht, daß er darüber einen Artikel in das Journal schreiben wird. Wir dürfen keine Mittel vernachlässigen, Daniel."

Der Jüngling antwortete nichts darauf und Martin, welcher fürchtete, er möchte wieder anderen Sinnes werden, verließ ihn, um den Journalisten aufzusuchen.

Des anderen Tages kam ein Herr, um Daniels Bild zu besichtigen. Er gab bald zu erkennen, daß er Journalist war, und begann damit, daß er eine Stunde lang das Theoretische der Kunst abhandelte. Daniel hörte diese Abhandlung mit engelhafter Geduld an. Endlich fing der Zeitungsschreiber an, sein Urtheil auf Daniels Bild selbst anzuwenden, und zeigte ihm, daß nach seinem Urtheile das Bild große Fehler hätte. Der Künstler war gezwungen, einfach zu bekennen, daß er die Gründe des Criticus nicht recht einsehe. Der Journalist, ein Franzose, schloß daraus, daß Daniels Verstand, wie der der meisten Belgier, für das feinere Gefühl unempfänglich sey. Er schaute daher den jungen Maler mit einem unverschämten Mitleiden an und verließ ihn nach einigen Augenblicken. Denselben Tag noch sagte er Jedem, der

es hören wollte, daß Herr Daniel einen beschränkten Verstand hätte, und nie ein guter Künstler werden würde.

Einige Tage später prangte in einem französischen Tagblatte ein Artikel über das Theoretische der Kunst, worin Schreiber sich über das rohe Gefühl und die Starrköpfigkeit der niederländischen Maler beklagte, die immer bei ihrem alten Schlendrian blieben, und das Idealisiren der Kunst entweder nicht verstehen wollten, oder es nicht könnten. Noch vor wenigen Tagen, fügte der Verfasser des Artikels hinzu, hätte er in Person ein Beispiel davon getroffen.

Durch das Zuthun einiger gutwilligen Ausleger des Artikels wußte bald die ganze Stadt, daß Daniel das Beispiel sey, von dem das Tagblatt sprach, und daß er niemals würde ein guter Maler werden können.

Daniel zeigte seinem Freunde Martin den Erfolg ihrer Bestrebungen. Beide waren darüber bis in die Seele betrübt, und verwünschten die Tagblätter und das Publikum, das ihnen Glauben schenkt. Der Jüngling erklärte endlich Martin, daß er das Bild nicht mehr in seinem Hause haben wolle, und schlug seinem Freunde vor, es in seine Wohnung zu nehmen, und zu sehen, ob er es nicht an irgend einen Liebhaber verkaufen könnte. Martin willfahrte diesem Wunsche.

Noch eine Zeit ward der Künstler von seinem Muthe unterstützt: er ließ es nicht bei diesem ersten Versuche bewenden, sondern fing neue Bilder an, denen jedoch auch kein besseres Schicksal zu Theil wurde. Durch das angestrengte Arbeiten hatte er seinen Liebesschmerz ein wenig zu lindern gesucht, und dieß war ihm auch bis

auf einen gewissen Grad geglückt; doch jetzt verdroß ihn allmälig dieß unaufhörliche hoffnungslose Mühen, und sein Muth erschlaffte, weil sein Liebesschmerz immer mehr zunahm. Das Leiden des Jünglings wurde furchtbar.

XVI.

Maria an Elisabeth.

Meine liebe Freundin.

Das Benehmen meines Vaters war nur Kriegslist, wie Du nur zu gut vorausgesehen hast. Er wird mich jedoch nicht in dem Netze fangen.

Die ersten Tage nach dem Bekenntniß unserer Liebe sprach er mir von nichts, wie ich Dir geschrieben habe; er that, als ob gar kein außergewöhnliches Ereigniß stattgefunden hätte. Jetzt fängt er allmälig an, jedoch nur von Ferne, hie und da ein Wörtchen über Daniel fallen zu lassen; er sucht alle Mittel hervor, ihn bei mir in ein schlechtes Licht zu setzen, um ihn aus meinem Herzen zu reißen. Vergebliches Streben! . . .

Von dem Heirathsantrag des Herrn N. ist noch alles stumm. Dieser Letztere jedoch, der seine Besuche seit der Zeit eingestellt hatte, ist wieder gekommen. Gestern stattete er uns zum erstenmale wieder einen Besuch ab. Bei seinem Eintreten war mir's, als würde ich in ein eiskaltes Bad gesetzt. Ein Schauer lief durch meinen ganzen Körper, und mir schien, als hüllte sich Alles, was im Zimmer war, in Nebel, und drehte sich vor meinen Augen im Kreise herum. Doch nach und nach

verschwand diese Aufregung wieder, und mit Vergnügen habe ich gesehen, daß Herr N. von meiner Mutter ungewöhnlich kalt aufgenommen wurde. Meine brave Mutter theilt meinen Schmerz, Du weißt es; sie drückt mich oft weinend an ihre Brust, und hört meine Klagen an. Doch die gute Frau ist furchtsam; sie fürchtet sich vor ihrem Gatten, und oft vermehrt sie meinen Schmerz, indem sie mich überzeugen will, daß ich doch einmal, sey's früher oder später, dem Willen meines Vaters gehorchen müßte. Doch, meine liebe Freundin, dieß wird, dieß kann nicht geschehen, es müßte denn die Liebe aus meinem Herzen gerissen werden, und das ist unmöglich . . .

Und doch zittere ich bisweilen, meine gute Lisbeth, wenn ich denke, welch Unheil wohl noch über meinem Haupte hängen mag, welche Anfechtungen ich noch werde bestehen müssen, und wie schrecklich mein Leben werden kann. Das Unwetter hängt noch immer über meinem Haupte: einst wird es furchtbar losbrechen . . .

Doch ich komme ab. — Ich erzählte Dir von dem Eintritte des Herrn N. — Er that, als bemerkte er den kalten Empfang meiner Mutter gar nicht, grüßte mich freundlich, und fing, ohne mich weiter anzusehen, mit meiner Mutter ein Gespräch an. Sein Gespräch war geistreich und verlockend, wie immer; er schmeichelte meiner Mutter, der Schurke, sprach von Dingen, die ihr gewöhnlich angenehm sind, und brachte es so weit, überwältigte den Geist der schwachen Frau dergestalt, daß meine Mutter, als er ging, zu mir sagte: „Maria, es ist doch wirklich zu beklagen, daß Dein Herz schon

von einer andern Liebe gefesselt ist, und daß Du für den Herrn N. Verachtung fühlst.“

Meine Worte veränderten jedoch ihre Gefühle wieder, und ich habe es meinerseits, ohne jedoch die niedrigen Mittel des Herrn N. zu gebrauchen, so weit gebracht, daß die gute Frau ihn am Ende eben so sehr haßte, als ich. Doch Du begreifst leicht, meine liebe Lisbeth, wie wenig ich auf meine Mutter bauen kann, und welch schwache Stütze sie für mich ist. Sie ist zu unkräftig an Geist, und ohne Ueberzeugung; der zuletzt Kommende wird bei ihr immer Recht erhalten, und ich habe vor anderen nichts voraus, als daß sie mich wirklich von Herzen liebt.

Es sind schon acht Tage verflossen, seitdem ich Daniel nicht mehr gesehen habe. Wie man mich berichtet, arbeitet er ohne Unterlaß, und sucht sich ohne Zweifel durch die Kunst Ehre und Reichthum zu erwerben. Daß dieß eine mühsame Sache ist, wirst Du leicht einsehen; aber wer weiß, es kann ihm glücken. Und arbeitet er denn nicht in jedem Falle für mich? . . . Mein Vater sagte heute in scherzendem Tone: „Es scheint, daß Herr Daniel eifrig arbeitet; er will den Tempel der heiligen Kunst mit Sturm einnehmen, und seinen Antheil von den Reichthümern suchen, welche die Göttin zu tiefst in ihrem Schatze verborgen hält. Ha, ha! er denkt gewiß, daß Alle, die schon lange vor dem Tempel stehen, und warten, ihm Platz machen, und ihn über ihre Köpfe hinweg sollen eintreten lassen!“

Dieser Spott schien mir das Herz durchbohren zu wollen; ich mußte das Zimmer verlassen, denn ich fühlte

etwas in mir, das mich erschreckte. Meine liebe Lisbeth, die Eltern gehen oft recht unbesonnen zu Werke, und sind mitunter recht verblendet. Dadurch, daß sie im Herzen ihrer Kinder ein diesen heiliges Gefühl bekämpfen oder zerstören wollen, verlieren sie nicht selten die Liebe, die wir ihnen schuldig sind. Ich hoffe jedoch, daß dieß Letztere bei mir nicht der Fall seyn wird.

Durch dergleichen Bestrebungen, meine gute Freundin, scheint mein Vater jetzt mein Gefühl wankend machen zu wollen: dieß Benehmen ist häßlich: doch ich bin gewiß, daß ihm dasselbe eingegeben ist, und dieß kann nur durch den Einfluß des Herrn N. geschehen. O, dieß ist eine niedrige, verächtliche Seele; doch, ich will nicht mehr daran denken.

Lebe wohl, meine liebe Lisbeth, und habe ein wenig Mitleid mit Deiner unglücklichen Freundin

Maria.

XVII.

Maria an Elisabeth.

Meine Liebe.

Es ist Abend. Ich sitze allein in meinem Schlafzimmer. Den ganzen Nachmittag war ich wie vernichtet. Nun hab' ich reichliche Thränen vergossen, und dieß scheint meine Seele etwas zu erleichtern. Leiden, weinen und warten: dieß ist Alles, was ich dem Verhängnisse entgegensetzen kann.

Diesen Nachmittag saß ich traurig bei meiner Stickarbeit am Fenster; Herr N. befand sich bei meiner

Mutter, und war mit ihr im Gespräche. Ich hörte nichts von Allem, was gesagt wurde, denn wie geistreich die Unterhaltung des Herrn N. auch seyn mag, ist es mir doch unmöglich, Gefallen daran zu finden, noch weniger mich dadurch zum Lachen reizen zu lassen. Meiner Mutter schien sie jedoch zu behagen, und sie lachte mitunter recht herzlich.

Woran ich inzwischen dachte, brauche ich Dir ohne Zweifel nicht zu sagen. Zufällig erhob ich meinen Kopf, und richtete meinen Blick auf die Straße hinab. Ich erbleichte, meine Liebe, denn eben in diesem Augenblicke gingen der Herr Martin und Daniel an unserm Hause vorüber. Der Blick, den mir Daniel zuwarf, drang mir bis ins Innerste meiner Seele und schien zu gleicher Zeit das ganze Zimmer messen zu wollen. O, ich fürchte, er hat den häßlichen Menschen entdeckt, der sein Nebenbuhler seyn will. Vielleicht hat er die laute Fröhlichkeit meiner Mutter bemerkt? Vielleicht hat es ihm geschienen, als treibe man seinen Spott mit ihm? O Gott! dieser Gedanke macht mich beben! O meine liebe Lisbeth, er muß sehr unglücklich seyn; ich habe dieß hinlänglich an seinem Gesichte bemerkt. Obschon ein ungewöhnliches Feuer in seinen Augen glühte, trugen doch seine Gesichtszüge den Ausdruck der Niedergeschlagenheit. Er scheint abgemagert; das Unglück drückt ihn vielleicht noch ärger darnieder, als mich ... Man hat mir gesagt, daß seine Bestrebungen, in der Kunst sich einen Namen zu machen, vereitelt seyen; es scheint, daß die ganze Stadt, die ganze Welt sich gegen ihn verschworen hat. Und auch Herr Martin

scheint traurig. Man hat mich seines Unterrichtes beraubt, wie Du weißt, weil er Daniels Freund ist; er hätte mir vielleicht einen Rath geben können, und gewiß würde er mich getröstet haben. O sprich, fühlst Du nicht auch, Lisbeth, daß dieß Alles hart und grausam ist? . . .

Das Unglück noch zu vergrößern, hat mein Vater mir gesagt, er wolle nicht mehr, daß ich immer so zu Hause bleibe, und ich müßte, wie früher, den Abendunterhaltungen beiwohnen; ich hätte schon lange genug getrauert, mein kindisches Wesen machte nicht nur mich, sondern auch ihn lächerlich, und ich sollte mich bereit halten, morgen Abend mit ihm ins Concert zu gehen. Mein kindisches Wesen! wie werde ich dann sein Benehmen nennen müssen? Doch nein, ich kann ihm nicht übel wollen, denn noch einmal, ich glaube, ich bin gewiß, daß er größtentheils verführt wird. Ich kenne sein Herz schon lange; es ist nicht bösartig: starrköpfig ist er, ja; doch nicht falsch, nicht böse von Natur: er weiß nicht, wie er das Herz seiner Tochter peinigt . . .

Also morgen, meine liebe Freundin, muß ich ins Concert gehen, das heißt, ich muß mich in großem Putze im Publikum zeigen, muß meine Traurigkeit, meine Schmerzen in der tiefsten Tiefe meines Herzens verbergen, und, wenn auch kein fröhliches, so doch wenigstens ein gleichgültiges Gesicht zeigen; muß, um nicht kindisch zu erscheinen, einen Abend in Folterqualen hinbringen, und thun, als wenn ich vergnügt wäre . . . O sprich, habe ich nicht Grund, zu weinen? Fröhlich

seyn, wenn ich von Traurigkeit niedergedrückt werde; unter den Leuten sitzen mit einem gleichgültigen Ausdrucke auf dem Gesichte, wenn ich unser Beider Leiden gedenke, wenn ich mir vorstelle, daß vielleicht Daniel den Herrn N. in unserm Zimmer gesehen, seinen und meiner Mutter lachenden Ausdruck bemerkt, sich vielleicht einbildet, daß ich ihn vergesse, und sich der Verzweiflung überlassen hat. O, diese Gedanken sind fürchterlich!...

Lebe wohl, meine liebe Lisbeth, antworte mir schnell; schreibe mir noch einen Brief, so lang, als der letzte war: er hat mich getröstet, und mir Muth eingeflößt. O, Du bist die Einzige, der ich mein Herz ganz öffnen kann, die mein Gefühl versteht, und wirklich mit meinen Schmerzen Mitleid hat.

Deine Dich liebende Freundin
Maria.

XVIII.

Der weite Saal ist hell erleuchtet; unzählige Lustres hängen von der reichen Decke nieder, von welchen herab die weißen Wachskerzen ein sanftes Licht durch den Saal senden, und die prächtig bemalten Wände von Gold und Silber erglänzen machen.

Der Saal ist von Leuten vollgepfropft; der Putz der Frauen ist reizend, und es ziehen dieselben unabläßig die Blicke der um sie geschaarten jungen Leute auf sich.

Das Orchester spielt eine Arie von Bellini, diesem Gotte der Tonkunst.

Das Publikum ist ganz Aufmerksamkeit; Alle hängen mit Ohr und Seele an dieser himmlischen Harmonie, die gleichsam den Saal durchströmt, die Seelen auf silbernen Wogen zu schaukeln scheint, und ein Gefühl in die Herzen gießt, welches zu erregen vielleicht keiner einzigen anderen Kunst gegeben ist. Eine allgemeine Begeisterung beherrscht die Herzen, alle Augen glänzen, und in einigen sieht man eine sanfte Thräne perlen. O! eine Gottheit scheint in diese Versammlung herabgestiegen zu seyn, und alle diese Seelen durch ein zartes Gefühl zu beherrschen. — Diese Gottheit ist wirklich herabgestiegen: es ist die Seele Bellini's.

Und doch sind nicht Alle von dieser himmlischen Melodie hingerissen. Wir sehen schon zwei Personen, deren Inneres ohne Zweifel ganz andere Gefühle durchkreuzen.

Dort, unter dieser Menge schöner und kostbar geschmückter Damen sitzt ein Mädchen, auf deren Gesichte man eine Traurigkeit entdeckt, die gewiß aus keinem sanften Gefühle entstand.

Es ist Maria. Sie ist prächtig gekleidet. Ein langes, schwarzes Sammtkleid umfängt ihre engelschönen Formen; ihre Arme sind halb entblößt, und zwei goldene Armringe schließen sich um ihre zarten Handgelenke. Ein reichbortirter Spitzenkragen legt seine durchsichtigen Falten auf ihre weißen Schultern, eine goldene Kette umschlingt ihren Hals, und fällt sodann auf den Busen nieder. Ihre schwarzen Locken sind fein geflochten, und umwallen ihre Schläfe. Aus dieser Einfassung erhebt sich ihre bleiche Stirne und in ihren Augen liegt etwas

Trauriges, doch zugleich auch höchst Reizendes. Sie hat den Blick auf den Boden geheftet, und ihr Geist, unberührt von dieser süßen Harmonie, verliert sich in trübe Gedanken.

Die zweite Person, die wir entdecken, ist ein Jüngling. Es ist Daniel. Er lehnt an einem Pfeiler, und scheint nicht gekommen zu seyn, sich an der Tonkunst zu erquicken. Sein Blick ist auf die Frauenschaar geheftet, und zwar auf die Stelle, wo wir eben Maria gesehen haben.

Schön ist der Jüngling, wie er so dasteht. Seine blonden Locken umwallen frei seine Schläfe; aus seinen Augen strömt ein ungemeines Feuer, und es möchte schwer seyn, ihren glühenden Blick zu ertragen. Seine Arme sind über's Kreuz in einander geschlagen, und es scheint, als drückte er dieselben gewaltsam gegen seine Brust, um dadurch sein pochendes Herz zur Ruhe zu bringen. Er bleibt unbeweglich in derselben Stellung; auch er ist entzückt, doch nicht von der zauberischen Musik, die die Menge beherrscht, sondern von dem Anblicke Maria's, seiner Geliebten, welche zu sehen ihm jetzt so selten gestattet ist, und an die er Tag und Nacht denkt. Ja, auch er fühlt gleich den Anderen sein Herz überströmen, doch bei ihm ist dieß nur dem Gefühle der Liebe zuzuschreiben.

Die Arie ist zu Ende. Jeder mag nun wieder frei athmen und seinem Körper etwas Bewegung verschaffen, ohne dadurch Störung in den Saal zu bringen. Die jungen Herren benützen den Zwischenact dazu, um im Saale umher zu wandern, und die lieben Züge der Damen in der Nähe zu bewundern.

Doch Daniel wird nicht einmal gewahr, daß die Musik aufgehört hat; er sieht nicht, daß Bewegung im Saale ist, sein Blick bleibt eben so starr, eben so feurig auf Maria geheftet. Doch plötzlich fühlt sich's der Jüngling wie eine Binde vor die Augen ziehen. Er sieht seine Geliebte nicht mehr, er bemerkt nur einen Nebel, der den ganzen Saal erfüllt zu haben scheint. Was ist denn geschehen, und warum diese Aufregung?

Daniel hat den Herrn N., er hat seinen gehässigen Nebenbuhler gesehen, er hat gesehen, wie er zu Herrn van Berchem trat, und ein Gespräch mit ihm begann.

„Verwünscht!" murmelt der Jüngling vor sich hin, und die Wuth scheint ihm nun seine Kräfte wieder zurückzugeben. Sein Blick starrt wieder auf Maria, und er sieht nun den Herrn N. neben dem Mädchen Platz nehmen, und das Wort an sie richten.

Maria antwortet ihm, sie spricht mit diesem verächtlichen Menschen. Warum spricht sie mit ihm? Sie antwortet noch einmal. Sie sind im Gespräche. Herr N. scheint zu triumphiren, er lächelt. Er schaut frech umher, als wollte er sagen: ich stehe in nahen Beziehungen zu der Tochter des Herrn van Berchem, und meine Gegenwart ist ihr angenehm.

O, was Daniel in diesem Augenblicke fühlte, ist furchtbar und beinahe unbeschreiblich. Seine Zähne knirschten vor Wuth, das Blut strömte ihm nach dem Kopfe, sein Gehirn schien zu glühen, seine Füsse zitterten, und nur mit Mühe konnte er sich in seiner Stellung erhalten. Seine Arme öffneten sich, unbemerkt drang seine rechte Hand zwischen seine Kleider bis auf

die bloße Brust, und mit seinen Nägeln zerfleischte er sich unbarmherzig die Haut, als wollte er durch körperlichen Schmerz die Qualen seiner Seele betäuben. In diesem Augenblicke fühlte er, was Eifersucht ist. O! wäre er nicht von einer solchen Menge Menschen umgeben gewesen, er wäre auf seinen Feind losgestürzt, und hätte ihn mit seinen Händen erwürgt; er hätte ihn mit Füssen getreten, und mit Freude den letzten Hauch von sich geben sehen. Ja, in diesem Augenblicke fühlte der Jüngling seinen Körper mit einer Riesenkraft begabt, seine Sehnen schienen ihm eben so viele eiserne Federn zu seyn, fähig, seinen Nebenbuhler zu zerschmettern und zu vernichten.

Und dieses gemeine Lächeln schwebte noch immer auf dem Gesichte seines Feindes, seine Augen schauten mit derselben Frechheit umher.

„O, dieß ist nicht auszuhalten," seufzte Daniel bei sich, „einer von uns Beiden ist zu viel auf der Welt! Von meinen Händen soll er sterben! Weh' ihm!"

Gleich als hätte dieser furchtbare Entschluß Daniels Seele von einer schweren Last befreit, wurde der Ausdruck auf dem Gesichte des Jünglings viel ruhiger. Es zeigte sich sogar ein leichtes Lächeln auf seinen Zügen; doch in diesem Lächeln lag etwas Furchtbares, etwas, das Rachgier verrieth, das unwillkürlich an den Tod erinnerte.

Daniel hielt beständig seine Blicke auf Maria und den Herrn N. geheftet. Er folgte mit einem gewissen Neide den Bewegungen des Mädchens, und ein noch heftigerer Kampf entstand jetzt in seinem Busen. Er

fing an, Maria's Liebe zu bezweifeln. „Vielleicht,“ dachte er, „liebt sie mich jetzt noch; doch wer weiß, ob ich nicht bald aus ihrem Herzen gelöscht seyn werde? Sie ist ein Weib, und, wie alle Weiber, schwach von Natur, die Verfolgungen, die sie schon um meinetwillen ertragen hat, und noch wird ertragen müssen, werden ihren Muth sinken machen, sie wird ihrem Vater versprechen, mich zu vergessen, und wird vielleicht auch ihr Versprechen halten.“

So dachte Daniel, und obgleich er in seiner Meinung irrig war, wurde er dennoch sehr dadurch gepeinigt. Hätte er gewußt, mit welchem Muthe das junge Mädchen begabt war! O, dieß hätte ihm gewiß einen großen Trost verschafft.

Doch so ist es immer mit den Verliebten. Wenn sie durch natürliches und unvermeidliches Unglück halb unglücklich sind, macht ihre Einbildung sie vollends unglücklich; Alles nimmt in ihren Augen erschreckliche Farben an, und kleine Widerwärtigkeiten erscheinen ihnen riesengroß. Daniel und Maria machten, wie der Leser schon lange hat bemerken können, von dieser fast allgemeinen Regel keine Ausnahme.

Während dieser Sturm in der Brust des Malers wüthete, befand sich eine Person hinter ihm, die schon lange alle seine Bewegungen beobachtet, und mehr als einmal mit einem Perspective die Stelle untersucht hatte, auf welche der Jüngling so immerwährend seine Blicke heftete. Als wieder ein Musikstück geendigt war, verließ diese Person ihren Platz, begab sich an das Aussenende des Saales, und drang dann von da wieder in

die Mitte desselben zurück, zwischen die zwei Reihen Damen. Einige Augenblicke später sah Daniel einen alten Herrn von großer Figur sich Herrn van Berchem und Marien nähern. Der Jüngling ward durch diese Erscheinung betroffen.

„Der Alte aus dem Eilwagen und aus dem Kaffeehause!" rief er bei sich, und sein Auge heftete sich mit Aufmerksamkeit und Verwunderung auf diese Person.

Der Alte war nicht mehr in der gewohnten einfachen Kleidung, in welcher ihn Daniel zum Zweitenmale getroffen hatte; er war jetzt reich gekleidet. Nur sein gewöhnlicher Stock mit dem elfenbeinernen Knopfe prangte in seiner mageren Hand. Seine Manieren und Bewegungen waren jetzt edel und groß: man hätte ihn für einen Mann halten mögen, der sein ganzes Leben in den Sälen der Großen hingebracht; nichts Gezwungenes, keine Unruhe zeigte sich in seinem Benehmen.

„Wer mag doch dieser Herr seyn?" fragte sich der Jüngling, und sein Erstaunen vermehrte sich noch, als er sah, daß Herr van Berchem bei dem Erscheinen des Unbekannten von seinem Sessel aufstand, und den Fremdling mit dem Zeichen der größten Verwunderung und mit der tiefsten Ehrerbietung begrüßte. Der Alte erwiederte die Complimente des Herrn van Berchem mit einer stillen Bewegung des Kopfes, und warf inzwischen dem Herrn N., der seinen Platz neben Maria verlassen, und sich etwas entfernt hatte, einen Seitenblick zu.

Daniel bemerkte augenblicklich, daß sein Nebenbuhler verlegen wurde, und nicht wußte, wohin er seine Blicke wenden sollte. Der Alte heftete endlich einen durchboh-

renden Blick auf den Herrn N., grüßte ihn nicht, und redete Maria an. Herr N. stand wie vernichtet; er grüßte endlich Herrn van Berchem, der ihm freundlich mit dem Kopfe zunickte, und verließ den Saal.

Die Entfernung seines Nebenbuhlers, und besonders die Art und Weise, wie Herr N. sich entfernte, that dem Herzen des armen Daniel wohl. Es schien dem Jünglinge, als machte man seine Brust aus einer eisernen Hand frei; er begann freier zu athmen, und folgte nun mit Behagen den Bewegungen des alten Herrn und seiner Geliebten, die jetzt auch eine ruhigere Miene zeigte. Seine Wuth verschwand großentheils; er war schon durch die Erniedrigung seines Nebenbuhlers halb gerächt; er fürchtete ihn nicht mehr, und begriff nun nicht, wie er den Entschluß hatte fassen können, sich an diesem schwachen Feinde zu rächen. Jetzt fühlte er auch eine sanftere Liebe zu Maria; seine Freundschaft für den alten Herrn nahm ebenfalls zu, und wenn auch diese süßen Gefühle ihn nicht ganz von seinen Qualen befreiten, so milderten sie dieselben doch großentheils.

Ohne Zweifel ist der Leser neugierig, zu wissen, wer dieser alte Herr ist. Wir befinden uns in derselben Lage, wie der Leser, und Alles, was wir für den Augenblick thun können, ist, daß wir hier einige Worte aus seinem Gespräche niederschreiben, und sehen, ob daraus einige Aufklärungen zu erhalten sind. Wir fürchten dafür: denn sein Gespräch war, gleich den meisten, unbedeutend.

In dem Augenblicke, als Herr N. sich entfernte, sprach der Alte: „Wer ist dieser Herr, der da eben geht?“

„Es ist einer unserer guten Bekannten, Herr N.,“ sagte van Berchem.

„So! Er hat ein hübsches Aussehen, dieser Herr N.“

„Er ist ein geistreicher Mann,“ sagte van Berchem.

„Ja, er sieht mir wie ein schlimmer Fuchs aus,“ sprach der Alte, und fuhr dann, zu Maria sich wendend, fort: „und dieß ist ohne Zweifel unsere kleine Maria von ehedem, die jetzt eine ganz artige Jungfrau geworden ist?“

Maria antwortete erröthend: „Herr van Hardenhoek spottet wohl.“

„Nein, mein liebes Kind, ich spotte jetzt nicht, obschon ich, wie Sie sich wahrscheinlich noch erinnern, dieß bisweilen gerne thue.“

Hierauf nahm er neben dem Mädchen Platz, und fuhr leise fort: „Ich sehe schon, daß Sie nicht in der Gemüthsstimmung sind, um Spott ertragen zu können.“

Maria erwiederte verwundert und halb verlegen: „Mir scheint, mein Herr, daß Sie Ihre alte Kunst, zu rathen, noch nicht vergessen haben?“

„Im Gegentheile, mein liebes Kind, ich lerne sie täglich besser ... Maria,“ fuhr er mit mehr Nachdruck fort, „richten Sie einmal Ihr Auge nach diesem zweiten Pfeiler rechts.“

Das Mädchen that dieß und sah Daniel. Sie schaute einige Augenblicke unverwandt hin, und als sie sich wieder nach Herrn van Hardenhök umwendete, sah sie seine durchdringenden Blicke mit innigem Wohlbehagen auf sie geheftet. Der Alte sprach nicht weiter, nahm eine Prise

und sich zu van Berchem wendend, der von all dem nichts verstanden hatte, sagte er: „Und der Herr van Berchem ist noch immer gesund?“

„Gott sei Dank! darüber habe ich nicht zu klagen; und Sie Herr van Hardenhöck bleiben immer derselbe, und das Reisen?...“

„O, noch immer kleine Ausflüge. Ich bin eben diesen Morgen von Stockholm angekommen.“

„Was sagen Sie?“ sprach van Berchem.

„Ja, mein Freund, und morgen gedenke ich nach Wien abzureisen.“

„Und wann werden Sie anfangen, an die Ruhe zu denken?“

„Die Ruhe! die Ruhe! die wird sich wohl von selbst finden.“

Lieber Leser, wir haben nicht den Muth, dieses Alletagsgespräch weiter fortzusetzen. Alles, was noch gesprochen wurde, lief beinahe auf dasselbe hinaus. Mit dem Herrn van Berchem ein interessantes Gespräch zu führen, war keine leichte Sache.

Als das Concert aus war, verließen Herr van Berchem mit Maria und der alte Herr zu gleicher Zeit den Saal. Daniel war vor ihnen schon vorausgeeilt und wartete an der Thüre, um Maria noch einmal zu sehen und den alten Herrn um einige Erklärungen zu bitten. Bald sah er seine Geliebte; doch das Mädchen bemerkte ihn nicht: sie getraute sich nicht, ihre Blicke in diesem Gewühle umherschweifen zu lassen. Während sie mit ihrem Vater auf den Wagen wartete, kam der Alte auf Daniel zu, klopfte ihm auf die Schulter, und sagte:

„Mein Freund, ich glaube, daß ich Ihnen heute Abend einen kleinen Dienst erwiesen habe?"

„O, mein Herr!" versetzte dieser, indem er die Hand des Fremden drückte. Dieser fuhr in munterem Tone fort: „Auf mich sind Sie nicht eifersüchtig, nicht wahr?"

„O mein Herr! ich muß Ihnen meinen Dank . . ."

„Schon gut," unterbrach ihn van Hardenhoek, „sparen Sie den für ein andersmal auf."

Mit diesen Worten drückte er dem Jünglinge die Hand, verließ ihn und eilte zu dem Wagen, der inzwischen vorgefahren war. Als Maria und van Berchem eingestiegen waren, lief van Hardenhoek zu einem andern Wagen und verschwand wie der Wind.

Daniel blieb verwundert stehen. Er konnte den alten Herrn, und dieß that ihm leid, diesen Abend nicht mehr befragen; doch er hoffte ihn an einem der folgenden Tage zu treffen. Der Jüngling fand sich jedoch in dieser Hoffnung getäuscht; denn Herr van Hardenhoek reiste, wie er Herrn van Berchem gesagt hatte, am Morgen des andern Tages nach Wien ab.

XIX.

Die kleine Befriedigung, welche Daniel am Schlusse des Concerts zu Theil geworden, besaß, obwohl sie ihm zu großem Troste gereichte, dennoch nicht die Macht, ihm seinen fast ganz entschwundenen Muth wieder zurückzubringen. Er ließ jedoch die Arbeit noch nicht ganz liegen

und berieth sich mehrmals mit seinem Freunde Martin, welche Mittel man noch anwenden könnte, um auf irgend eine Art einen glücklicheren Ausschlag zu erzielen.

Eines Tages kam der Tonkünstler mit einem fröhlichen Gesichte zu seinem Freunde und verkündete ihm, daß Herr K., ein reicher Kunstliebhaber und Gemäldehändler, ihn bäte, er möchte einmal zu ihm kommen, um über den Preis eines zu fertigenden Bildes zu unterhandeln . . .

„O," sagte Martin, „wenn Sie ihn zufrieden stellen, sind Sie gerettet; er hat schon mehr als einem Künstler zu Ehre und Reichthum verholfen."

Daniel versprach, noch denselben Nachmittag zu diesem Herrn K. zu gehen: „Ich werde mein Möglichstes thun," sagte er, „mir die Beschützung dieses Herrn zu erwerben."

„Ich verstehe Sie, mein Freund," antwortete Martin, „Sie wissen, ich habe es Ihnen schon früher einmal gesagt: man sucht jetzt die Künstler nicht mehr auf; sie selbst müssen die Kunstliebhaber aufsuchen."

„Ich dachte damals nicht, daß Sie so wahr sprächen," sagte Daniel; „o, es ist hart und bitter, Beschützung!"

Der Jüngling begab sich, wie er versprochen hatte, nach der Wohnung des Herrn K. Ein Bedienter meldete ihn und der Kunstliebhaber befahl, den jungen Künstler eintreten zu heißen. Daniels Herz schlug heftig; das Wort „Beschützung" sauste ihm beständig in den Ohren. Als er in das Zimmer trat, da war ihm, als träfe ihn der Blitz. Herr K. war nicht allein; neben ihm saß Herr N., Daniels Nebenbuhler. Der Jüngling war bereit, sich wieder zurückzuziehen und murmelte einige Worte

von „Störung“ und dergleichen; doch Herr K. nahm ihn sehr freundlich auf, bat ihn, ruhig einzutreten, sich's bequem zu machen und sich vor seinem Freunde, Herrn N., nicht zu geniren. Inzwischen war Daniel etwas von seiner Bestürzung zu sich gekommen; er hatte das gewohnte gehässige Lächeln auf N.'s Gesicht bemerkt, und dieser Anblick hatte seine Wuth entfacht, die ihm wieder seine Geistesgegenwart zurückbrachte und ihm, wie er glaubte, ein gutes Mittel ausfindig machte. Er antwortete hierauf in ungemein freimüthigem Tone: „Wenn es so ist, mein Herr, will ich frei eintreten und Ihnen meine Bitte vorlegen. Man hat mir gesagt, mein Herr, daß Sie in Ihrem Kunstkabinete eines von Teniers Meisterstücken besitzen; ich kam, Sie um die Gunst zu bitten, dieses Stück einige Augenblicke besehen zu dürfen.“

Herr K. war ein wenig erstaunt über diese Worte; er konnte dieß Benehmen durch das, was ihm Herr Martin gesagt hatte, gar nicht erklären; doch ohne lange darüber nachzudenken antwortete er: „Ich besitze wirklich ein Bild von Teniers, mein Herr, ein Meisterstück, wenn Sie wollen; soferne man diesen Namen mit Recht allen Hervorbringungen dieses unsterblichen Malers geben kann. Wollen Sie mir folgen?“

Daniel trat mit Herrn K. in einen großen Saal, dessen Wände gänzlich mit Gemälden, meistens Meisterstücke aus der flämischen Schule, bedeckt waren. Bald standen sie vor Teniers Bilde still. Der Jüngling sprach seine Verwunderung über die Schönheit des Werkes aus; er redete von dieses großen Meisters Art und Weise, zu malen, setzte alle Schönheiten dem Herrn K. theo-

retisch auseinander, und that dieß mit so viel Geschmack und zeigte dabei so gründliche Kenntnisse, daß der Kunstliebhaber wirklich verwundert darüber war und eine tiefe Ehrfurcht vor dem jungen Künstler zu fühlen begann. Herr K. konnte sich jedoch das Benehmen des Jünglings nicht erklären. Er erinnerte sich beständig des Auftrages, den er Herrn Martin gegeben hatte, und erwartete immer, daß der Künstler ein Wort davon fallen lassen sollte. Endlich bemerkte Daniel, daß der Kunstliebhaber bereit war, eine Frage zu thun, und er hätte sie mit Freuden vernommen, wenn nicht in demselben Augenblicke die Thüre des Saales aufgegangen und Herr N. eingetreten wäre.

„Herr K.,“ sagte dieser, „ich bin so frei, in das Kabinet zu treten, um meinen Geist ein wenig an der Kunst zu erfrischen.“

Der Kunstfreund antwortete: „Sie thun wohl mein Freund, Herrn Daniel zu hören; er hat mich durch seine tiefen Gedanken über die Kunst staunen gemacht. Herr Daniel ist ein Maler, der mehr als die Handhabung des Pinsels versteht.“

Daniel sah leicht, daß dieses Lob aus aufrichtigem Herzen kam und in guter Absicht ausgesprochen wurde. Er verbeugte sich daher artig und sprach, ohne dem Herrn N. Zeit zum Antworten zu lassen: „Herr K., ich muß eine Frage an Sie stellen.“

„Wird es endlich herauskommen,“ — dachte der Kunstfreund.

„Darf ich fragen,“ fuhr der Jüngling fort, mit seinem Finger auf ein Gemälde von Ruysdael zeigend,

„darf ich fragen, ob Sie dieses Stück nicht verkaufen und was in diesem Falle der Preis davon ist?"

Herr K. versank in Nachdenken und antwortete nicht. Inzwischen sprach Herr N. in halb scherzendem Tone: „Will Herr Daniel sich ein Kunstkabinet anlegen?"

Der Jüngling ließ sich durch diese Frage gar nicht aus der Fassung bringen; er war nun auf Alles vorbereitet und antwortete ganz schlicht und einfach: „Ja, mein Herr, dieß ist meine Absicht. Ich muß Ihnen sagen, daß ich vor einigen Tagen von einer entfernten Verwandten, einer Nichte, die ich Zeit ihres Lebens nicht gekannt, ein Erbe erhalten habe. Ich bin entschlossen, dieses Geld der Kunst zu opfern und Gemälde davon anzukaufen."

„Herr N. antwortete nicht; ohne Zweifel hatte er sich durch Daniels Anspielung betroffen gefühlt. Zu Daniels Glücke erklärte Herr K., daß er sich nicht entschließen könnte, sich von dem einzigen Bilde zu trennen, das er von Ruysdael besäße.

„Ich kann diese Kunstliebe nicht tadeln," antwortete Daniel, „allein Ihr Entschluß thut mir wehe."

Das Gespräch dauerte noch eine Zeit lang fort. Es wurde noch viel über die Kunst disputirt und als der Jüngling sich empfahl, bat ihn Herr K., er möchte ihn öfters mit seinem Besuche beehren.

Als Daniel sich auf der Strasse befand, nahm er die Maske ab, die er während des Besuches seinem Gesichte aufgezwungen hatte, und obschon er mit der Rolle, die er gespielt, nicht unzufrieden war, verwies er sich doch selbst den Stolz, aus welchem sein Benehmen entstanden war.

Warum, dachte er, habe ich, da ich mit dem Herrn K., allein war, nicht über die Bestellung des Bildes gesprochen? Warum habe ich ihm nicht ganz einfach meine Lage auseinandergesetzt und ihn um Verschwiegenheit gebeten? Doch würde er verschwiegen gewesen sein, würde er nicht diesem häßlichen Menschen, den er seinen Freund nennt und der mich wie mein Schatten zu verfolgen scheint, Alles gesagt haben?

„Nein! sagte er dann, ich habe recht gethan!..."

Aber Martin . . . was wird Martin sagen, dieser wackere Freund, der alle Mittel zu meinem Vortheile aufsucht und sie immer von mir vereitelt sieht?...

Dieser letzte Gedanke drückte das Gewissen des Jünglings; er wollte dieß nicht mehr länger auf sich haben und ging augenblicklich seinen getreuen Freund aufzusuchen. Er sagte ihm Alles, wie es geschehen war: „Ich kann Ihr Benehmen nicht ganz verwerfen," sagte Martin, „an Ihrer Stelle würde ich vielleicht eben so gehandelt haben, ohne mich jedoch so gut aus der Sache zu ziehen. Wenn Herr K. mir von meinem Auftrage spricht, werde ich sagen, ich hätte darauf vergessen und er wäre Ihren Besuch allein dem Zufalle schuldig."

„O, Sie sind ein wahrer Freund, Martin!" sagte Daniel, ihm die Hand drückend, „möchte ich doch Ihre Freundschaft mit etwas mehr als Freundschaft vergelten können!"

„Was sagen Sie, Daniel, etwas mehr als Freundschaft? Und was sollte dieses Etwas sein? Sprechen Sie, was geht über eine wahre, innige Freundschaft? O, was wir auch für einander thun können, nie werden wir einander mehr als Freundschaft schuldig sein..."

Und während Martin diese Worte sprach, rollten zwei heiße Thränen über seine Wangen.

„Sie sprechen wahr!" seufzte Daniel, und auch seinen Augen entquollen Thränen.

Muthlos, doch durch die Freundschaft ein wenig aufgerichtet, kehrte Daniel in seine Wohnung zurück. Er schloß sich in sein Arbeitszimmer ein und überließ sich eine Zeit lang den traurigsten Grübeleien. Endlich beschloß er, abgemattet durch die hoffnungslosen Gedanken, die seinen Geist überfielen, seine Mutter aufzusuchen, um bei ihr einigen Trost zu holen. An ihrer Zimmerthüre angekommen, hörte er, daß jemand Fremder in dem Zimmer war; er horchte einen Augenblick, um zu erfahren, wer es wohl sein möchte, und die Worte, die sein Ohr trafen, hielten ihn bald wie an den Boden gebannt.

Machen wir dem Leser bekannt, was in dem Zimmer der braven Frau vorging. Doch bevor wir zu dem Gespräche übergehen, welches in diesem Augenblicke stattfindet, müssen wir einige Erklärungen vorausschicken.

Die mehr als pünktliche Sparsamkeit, welche Katharina in ihrem Haushalte eingeführt hatte, war gewiß nicht ohne Vortheil; doch sie reichte nicht zu, sie und ihren Sohn vor Armuth zu bewahren. Wir sagen Armuth, denn nicht nur diejenigen können arm genannt werden, welche nur einen Büschel Stroh haben, um des Nachts ihre Glieder darauf auszustrecken, und des Tags, vom Hunger gequält, in Lumpen gehüllt umhergehen: es gibt auch oft wahre Armuth in reichen Woh-

nungen, in prächtigen Palästen, und wahre Armuth herrschte in Katharina's Hause. Ihr Zustand war Niemanden bekannt, glaubte die Frau, und dieß ist genug; ihr guter Name war bis jetzt bei ihren Mitbürgern unverletzt geblieben; überall flößte sie Ehrfurcht ein, und Niemand ahnte, daß ihre Wohlhabenheit gänzlich dahin war. Selbst Daniel konnte, durch seine Liebe verblendet, den Abgrund nicht messen, in den er und seine Mutter zu stürzen im Begriffe waren. Und dieß Alles waren die Gründe von Katharina's Armuth. Konnte sie, die einst vermögend einen so schönen Platz in der Gesellschaft behauptete, konnte sie jetzt in Lumpen einhergehen? Konnte sie, die immer Diener unter ihrem Befehle gehabt, jetzt, da sie alt geworden, selbst Dienste thun? Konnte sie, die immer in einer prächtigen Wohnung gelebt, jetzt eine armselige Kammer oder einen Söllerverschlag beziehen? Konnte sie Daniel sagen: Mein Sohn, wir sind arm; lege diese kostbaren Kleider ab, bedecke Dich mit Lumpen, wir müssen unsere Wohnung mit einem armen Häuschen vertauschen, und da Du mit Deiner Kunst nichts zu erringen vermagst, so sieh' zu, daß Du ein Handwerk erlernst, um für Dich und mich Nahrung herbeizuschaffen; denn je länger wir warten, desto unglücklicher werden wir? Konnte sie endlich, die sie immer mit Milde selbst Almosen gegeben, jetzt auf einmal öffentlich oder im Geheimen die Hand nach milden Gaben ausstrecken, und mußte sie, nicht so lange als möglich gegen das Bekenntniß ihrer Armuth ankämpfen? . . . Ein Philosoph würde vielleicht, durch seine Sätze verleitet, auf alles dieß bejahend antworten;

doch wer sich in Katharina's Lage befände, würde, wir sind dessen gewiß, eben so wie die unglückliche Frau gehandelt haben.

Doch legen wir jetzt die Handlungsweise Katharina's unsern Lesern klar vor Augen.

Wie wir bereits gesagt haben, sie sparte so viel, als möglich; die größte Einfachheit herrschte schon lang in ihrem Haushalte. Das Mittagsmahl kam wohl zum Vorschein, doch brachte es nichts von alle dem, was die Eßlust der Reichen reizen kann. Daniel gab nicht Acht darauf. Was noch außerdem erübrigt werden konnte, wurde erübrigt. Die alte Line arbeitete wie eine Sclavin, um die Wohnung sauber und reinlich zu erhalten, Katharina half ihr, wo sie konnte, und scheute sich nicht, die niedrigsten Arbeiten zu verrichten, obschon sie deßhalb einen immerwährenden Kampf mit Line zu bestehen hatte.

Wie genau jedoch Alles berechnet war, so sah Katharina doch bald, daß sie gegen eine zu starke Macht ankämpfte, und daß durch Alles, was man erübrigte, ihr Besitz kein Haar breit vergrößert werden konnte. Einkünfte hatte sie nicht mehr: Daniel's Lektionen verminderten sich, anstatt zuzunehmen; die Gemälde, die er gemacht, hatten ihm viel Geld gekostet, und blieben unverkauft. Er brauchte immer Geld für allerlei kleine Ausgaben . . . . Was blieb der armen Frau übrig? Würde sie etwas dabei gewonnen haben, wenn sie Daniel ihre Lage in ihrer ganzen schrecklichen Wirklichkeit bekannt gemacht hätte? Dieß glaubte die Frau nicht, und mit Recht. Daniel that, was er konnte; ihm die

herannahende Armuth zu zeigen, wäre dasselbe gewesen, als ihn allen Muthes zu berauben, und durch Hoffnungslosigkeit in weitern Fortschritten zurückzuhalten....

Eine kleine Zuflucht blieb der unglückseligen Katharina noch übrig. Sie besaß einige Juwelen, die schon seit langer Zeit in der Familie von Mutter auf Tochter übergegangen waren; sie entschloß sich, dieselben zu verkaufen, und mit deren Erlös noch eine Zeitlang von Gottes Gnaden, wie man zu sagen pflegt, fortzuleben, in der Hoffnung, daß sich nach irgend einer Seite hin bald eine Aussicht eröffnen würde.

Diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, war nicht so leicht; denn es mußte heimlich geschehen. Katharina theilte ihr Vorhaben ihrer ergebenen Line mit. Nachdem sie lange zusammen sich berathen, hatte die alte Dienstmagd endlich ein Mittel ausgefunden. Sie erinnerte sich, daß noch ein alter Mann lebte, der lange bei Katharina's Vater in Arbeit gestanden, und von dem Kaufmanne sogar einen Jahrgehalt bezogen hatte. Line versicherte ihrer Herrin, daß sie auf diesen Mann sich verlassen dürfte, daß er treu, ehrlich und brav wäre, und ein Geheimniß unverletzt bewahren könnte.

Der Alte wurde aufgesucht, und er war es, der mit Katharina sprach, als Daniel sich der Thüre des Zimmers näherte.

Thränen der Bekümmerniß benetzten das Gesicht des alten Arbeitsmannes, als er merkte, warum Katharina ihn hatte rufen lassen; doch die Frau tröstete ihn, ihren eigenen Schmerz verbergend, mit der Versicherung, daß sie sich nur in einer augenblicklichen Verlegenheit be-

fände, und Geld brauchte, um eine unvorhergesehene Bezahlung mit Ehre zu berichtigen, und daß es ihr sonst nicht an Geld fehlte.

Der alte Arbeitsmann schien durch diese Gründe etwas getröstet und versprach, seinen Auftrag so gut und so bald als möglich auszuführen. Als er das Zimmer verließ, hatte Daniel sich von dessen Thüre entfernt und nach seinem Arbeitszimmer begeben. Hier wartete er bis zum Abende, um seine Mutter zu befragen. Katharina suchte durch alle mögliche Mittel das Geschehene wegzuläugnen; doch endlich bekannte Daniel, daß er Alles gehört. Nun gab sie sich jedoch noch alle Mühe, ihren Sohn zu beruhigen, trachtete, ihn glauben zu machen, daß Alles, was sie dem alten Arbeitsmanne gesagt, die Wahrheit sei, und daß sie ja doch in den Besitz dieser Kostbarkeiten wenig Werth legte.

„Stoße Dich nicht daran, mein Daniel," sagte sie endlich. „Beunruhige Dich nicht; Du hast alle Deine Geisteskräfte nöthig, um in Deiner Kunst zu reussiren."

Der Jüngling that, als wäre er überzeugt; er ging zu Bette, und brachte die ganze Nacht in Thränen und Hoffnungslosigkeit zu.

Auch Katharina konnte, als ihr Sohn sich entfernt hatte, ihrer Traurigkeit nicht mehr Meister werden. Sie weinte bitterlich; denn sie hielt viel auf diese Kleinode. Unzählige Erinnerungen waren an sie geknüpft. Sie hatte diese Juwelen, als sie noch jung war, so oft am Halse ihrer braven Mutter prangen sehen; sie selbst hatte sie in mancher frohen Stunde getragen. Ihr ganzer Lebenslauf kam ihr immer, wenn sie diesen Schmuck sah,

in's Gedächtniß zurück.... und jetzt war sie für immer dieser Reliquien beraubt! O! es schien ihr, als ob jetzt erst ihr ganzes väterliches Erbtheil verschwunden wäre.... und nun sie dieß Alles gut überdachte, konnte sie nicht begreifen, wie sie den Entschluß zu fassen vermocht, sich von ihnen trennen zu wollen.

Die gute Frau suchte endlich Trost im Gebete; sie kniete vor einem Bildnisse der Jungfrau nieder und befahl ihre Schmerzen ihr an, die man die Mutter der Betrübten nennt.

XX.

Maria an Elisabeth.

Meine Liebe!

Schon wieder schreibe ich Dir, und doch habe ich Dir wenig oder gar nichts Neues mitzutheilen. Meine Lage ist auf den ersten Blick immer dieselbe; doch sie wird täglich schlimmer durch kleine Widerwärtigkeiten, welche so bitter sind, und dennoch von so geringem Belange scheinen, daß man es nicht wagt, sie zu erzählen, oder besser gesagt, sie nicht erzählen kann. Könnte man sie einander gut auseinander setzen, dann würden sie gewiß ihre Gestalt verändern, und man könnte sie gewiß nicht mehr Kleinigkeiten nennen. Doch Du, die Du mein Gefühl kennst, und leicht errathen kannst, welche zahllose Schmerzen mich täglich ergreifen, wirst auch verstehen, von welcher Art meine Lage ist.

Jetzt bin ich es nicht mehr allein, die leidet, meine

liebe Elisabeth, auch meine Mutter trocknet sich bisweilen eine bittere Zähre von den Wangen. Sie nimmt an meinem Schicksale Theil. Schon mehrmals hat sie sich erkühnt, und ihrem Manne gesagt, daß er seine Tochter gewinnsüchtigen Absichten opfern will. Doch dieß hat uns noch um keinen Schritt gefördert. Herr van Berchem gibt ihr immer zur Antwort, er wisse schon lange, daß sie eben so kindisch sei, wie ihre Tochter.

Kindisch! dieß ist sein Wort, und damit glaubt er Alles abgethan.

Ich merke jedoch, daß auch mein Vater seine Ruhe verloren hat. Der Frieden, das gute Einverständniß, das früher in unserer Familie geherrscht, ist gestört; kein inniges Gespräch, keine Gemüthsergießungen finden mehr statt. Mein Vater, der sonst so redselig war, spricht fast nichts mehr; und wenn bisweilen seinem Munde ein Wort entfällt, so geschieht es nur, um mir oder meiner Mutter etwas Unangenehmes zu sagen, oder auch, um gegen Daniel loszuziehen, und zu bewähren, daß er allein die Schuld trägt an der Störung des häuslichen Friedens. Und dann spricht er über das Betragen von Daniel's verstorbenen Vater, als wenn die Kinder für die Eltern büßen müßten....

Ohne Zweifel muß mich mein Vater noch innig lieb haben; denn mir däucht, er würde mich sonst nach Allem, wie ich ihn kenne, schon lange gezwungen haben, mich seinem Willen zu fügen.

Herr N. besucht uns nicht mehr so oft; doch kommt er alle Tage mit meinem Vater zusammen. Sie gehen miteinander und Du kannst Dir leicht denken, mit

welchem Nutzen dieser hassenswerthe Mensch den Herrn van Berchem umstrickt! wie er darnach trachten wird, dem armen Daniel zu schaden und mit welch schwarzen Farben er ihn schildern wird! O, ich bin gewiß, meine Liebe, daß ohne dieß der Kampf schon längst zu Ende wäre.

Ein kleiner Trost blieb mir übrig. Hin und wieder sah ich Daniel an unserm Hause vorüber gehen und dieser Anblick stärkte meinen Muth. Doch jetzt hat man mir verboten, fortan noch am Fenster zu sitzen.

Ich hatte eine Zeit lang die Hoffnung genährt, durch Hülfe unserer Dienstmagd von Daniel einige Nachricht erhalten zu können; ich hatte mir schon vorgenommen, ihr davon zu sagen; allein ich wagte es bis jetzt noch immer nicht und nun bin ich auch froh, es nicht gethan zu haben, denn meine Hoffnung war leider vergeblich. Das falsche Geschöpf war mit einem Briefe von Daniel an mich beauftragt; sie hat ihn meinem Vater ausgeliefert und dieser kam dann zu mir und las ihn mir vor. O, dieses Vorlesen war eine Profanation, eine furchtbare Qual! Die Ausdrücke unserer glühenden Liebe wurden bespöttelt; unsere Gefühle, unsere Herzen wurden offen verlacht! O, was ich da in meiner Seele fühlte, ist unbeschreiblich! Was hätte ich nicht gegeben, diesen Brief zu besitzen, um ihn in der Stille der Nacht lesen und mit meinen Thränen benetzen zu können!.... Und ich mußte ihn in's Feuer werfen und von den Flammen verzehren sehen!....

Schon lange hatte ich meiner Mutter versprochen, nicht an Daniel zu schreiben; ich bin diesem Versprechen

auch immer treu geblieben; doch nun haben meine Thränen es bei ihr so weit gebracht, daß sie selbst ein Briefchen an Daniel gerichtet, um ihm kund zu thun, er möchte nicht mehr schreiben, und ihm zu sagen, wie unglücklich und schmerzlich für mich sein Versuch ausgefallen. Sie hat ihm Muth und Geduld gerathen, ihm jedoch keine Hoffnung geben wollen, und ihn ersucht, ihre Zeilen nicht aufzubewahren. Meine Mutter hat diesen Schritt schon hundertmal bereut; sie fürchtet immer, es möchte Herr van Berchem etwas davon erfahren. Doch, es ist mir eine große Beruhigung, die Gewißheit zu haben, daß kein zweiter Brief in die Hände meines Vaters fallen wird.

O, meine Liebe, welch ein Ende wird wohl mein Schmerz nehmen, oder wird vielleicht mein Unglück gar nie aufhören? . . .

Lebe wohl, und denke bisweilen auch an

Deine Dich zärtlich liebende
Maria.

XXI.

Elisabeth an Maria.

Meine liebe Maria!

Schon oft genug habe ich Dir gesagt, von welchen Gefühlen mein Herz bei Durchlesung Deiner Briefe überquillt; wie ich an Deinem Unglücke Theil nehme, und wie ich trachte, Deinen Schmerz tragen zu helfen, in dem Gedanken, er werde dadurch gemildert. Ich sehe

klar genug, wie groß Dein Leiden ist, und wie peinlich diese kleinen Widerwärtigkeiten Dir seyn müssen, welche wir Frauen so tief fühlen.

Es wäre mein feurigster Wunsch, einige Tage bei Dir zubringen zu dürfen, um mit Dir weit und breit über die schmerzliche Lage sprechen zu können, und zu sehen, was man thun müsse, und was nicht. Man kann nicht Alles schreiben, und Worte sind ja auch nicht fähig, die Seele vollkommen zu trösten. Man will die Theilnahme auch in den Gesichtszügen lesen können. — Darum möchte ich bei Dir seyn, meine Thränen mit den Deinigen vermischen, Dich an meine Brust drücken, und mit Dir leiden. Doch dieß ist für den Augenblick nicht möglich.

An Deinem Benehmen, meine liebe Maria, kann ich nichts tadeln. Trotz der Schmerzen, die man Dir — nur aus Verblendung, glaube mir's — ungerechterweise verursacht, liebst Du Deinen Vater noch immer; dieß ist Deine Pflicht, und indem Du diese erfüllst, handelst Du heldenmüthig. O, meine gute Maria, ich kann nicht glauben, daß Herr van Berchem die Unbarmherzigkeit noch weiter treiben wird, und ich nähre allzeit die Hoffnung, daß er über kurz oder lang anderen Sinnes werden und Deinen Wunsch erfüllen wird.

Ich habe Dir eine erfreuliche Neuigkeit mitzutheilen, und ich thue dieß ohne Furcht, daß es Dir Schmerz verursachen wird. Du gehörst nicht zu Denjenigen, welche ihre Schmerzen beim Anblicke fremden Glückes zunehmen fühlen. Nein, dazu ist Deine Seele zu rein, dazu liebst Du mich zu sehr. Vernimm denn, Maria,

daß in kurzer Zeit meine Hochzeit seyn wird. Du weißt, daß meine Verbindung schon lange beschlossen und nur durch den Tod meines braven Vaters, dessen Verlust ich noch täglich beweine, verschoben worden war. Wie glücklich mich auch der Gedanke an meine bevorstehende Hochzeit macht, würde ich sie doch mit Freuden noch so lange hinausschieben, bis ich Dich, meine liebe Freundin, auch glücklich sehen könnte. Doch dieß ist unmöglich. Weder Eduard, noch meine Mutter würden diese Gründe annehmen, und Dir würde es doch auch keinen wirklichen Vortheil gewähren.

Was mir am meisten leid thut, ist dieß, daß man beschlossen hat, nach der Trauung eine ziemlich lange Reise zu machen, und ich also in die Unmöglichkeit versetzt seyn werde, täglich Deine Briefe zu empfangen und zu beantworten. Ich werde Dich jedoch davon unterrichten, wohin Du Deine Briefe immer adressiren kannst; ich werde sie dann auf meiner Durchreise auf der Post abholen. Doch zuvor erwarte ich noch manche Nachricht von Dir.

Deine Dir immer ergebene
Elisabeth.

XXII.

Die Binde war nun ganz von Daniels Augen genommen. Nun sah er klar, wie verhängnißvoll seine Lage geworden; nun begriff er, welche Schmerzen in dem Busen seiner Mutter wühlen mußten, und wie diese Schmerzen noch dadurch vergrößert wurden, daß die gute

Frau sie immer zu verbergen und für sich allein zu behalten strebte. O ja, jetzt begann er die Tiefe des Abgrunds zu ermessen, der ihn schon gähnend angrinste. Er sah die Armuth, die nackte Armuth ihn wild anlachen, er stand bereit, sie in seine Arme zu schließen, sich mit ihr zu vereinigen, und sich an ihre Brust, wie an die seiner Braut, zu werfen. Jetzt fühlte er, daß es ihm fortan unmöglich wäre, jemals Maria's Hand zu erlangen. Selbst dann, wenn der Herr van Berchem, unbekannt mit dem Zustande des Jünglings, ihm seine Tochter schenken wollte, was ihm unmöglich schien, selbst dann dürfte er diesen Schatz nicht mit gutem Gewissen annehmen; denn würde er dann nicht absichtlich das Mädchen mit sich in den Abgrund reißen? — Maria, sie, für die ihm ein fürstliches Vermögen noch unzureichend schien, sie sollte sein Unglück theilen, mit ihm leiden müssen? Nein, dieß war unmöglich; dieß hätte Daniel nicht gewollt, dieß mochte, dieß konnte er sich nicht vornehmen. — Und die Kunst! . . . er verzweifelte an ihr; hatte er nicht Alles aufgeboten, um darin schnell zu reussiren? ... „Nein," dachte er, „die Kunst ist ein leichtfertiges Weib, die sich Jahre lang bitten läßt, bis sie ihren Anbetern einen milden Blick schenkt."

„O, Alles ist verloren!" seufzte der Jüngling eines Tages, da er wieder allein in seinem Arbeitszimmer saß. „Alles ist verloren, unsere Leiden werden kein Ende mehr nehmen! Was soll aus mir und meiner Mutter werden? Was ist schon aus uns geworden? O, wenn ich daran denke, wie glücklich wir hätten seyn, wie selig unser Leben hätte hinfließen können, wenn mein Vater

uns diesen Abgrund des Elendes nicht geöffnet, wenn er seine Pflichten als Vater erfüllt hätte! O ja, dieß ist die Quelle all unsers Unglücks! Es scheint, sein Schatten schwebt noch über unseren Häuptern, um uns mit immerwährenden Schmerzen zu überschütten. Wäre er seiner Pflicht nur ein wenig nachgekommen, dann würde meine Mutter nie das Unglück gekannt haben, dann hätten wir uns nie vor Armuth fürchten dürfen. Maria würde dann meine Braut seyn, ich hätte sie glücklich machen können, meine Mutter würde sich an unserem Glücke erfreuet haben, und die Erde wäre uns ein Paradies. Und dieß Alles ist durch einen einzigen Menschen vernichtet worden! Der Vater, der seine Gattin und seinen einzigen Sohn hätte lieben sollen, als das Beste, was er auf Erden besaß, hat nur dahin gewirkt, ihnen Beiden ewiges Unheil zu bereiten.... O Gott! Gott! . . ."

Der Jüngling schwieg eine Weile, und blieb wie in Gedanken versunken sitzen. Sein Gesicht unterlag jedoch bald einer gänzlichen Veränderung, und nun seufzte er wieder: „Doch nein! ich mache mich schuldig, indem ich so über ihn denke, der doch mein Vater war; ich habe ihm einst in einem feierlichen Augenblicke ohne Trug und Heuchelei verziehen, und versprochen, Alles zu vergessen, als ob es nie geschehen wäre; ich muß dieß Versprechen auch halten. Mein Unglück wird ja doch durch diese Erinnerungen nicht erleichtert; diese Klagen können nur dazu dienen, mir den Muth zu benehmen, und werden mich kein Haar breit auf dem Wege des Unglücks rückwärts bringen, mich im Gegentheile eher

tiefer in die Verzweiflung stürzen, indem sie meinen Geist noch trüber machen."

Diese traurigen Gedanken bemeisterten sich mehrmals Daniels; sie benahmen ihm den Muth zur Arbeit, umnebelten seine Sinne, und versenkten ihn in eine Traurigkeit, die sich nicht viel von Verzweiflung unterschied. Er kam endlich so weit, daß er sich selbst überzeugen wollte, daß er kein Kunstgefühl, keine wahre Kenntniß im Malen besäße, und daß dieß der Hauptgrund wäre, warum er in seinen Unternehmungen nicht glückte. — Dann verwies er sich seinen Unverstand, seine Unkunde, seine Unbescheidenheit, und er fühlte eine tiefe Verachtung vor sich selbst.

„Unnützes Geschöpf," sagte er dann zu sich, „das glaubte, es hätte Dich die Natur mit mehr als gewöhnlichem Menschenverstande begabt; das frech genug war, das Vergnügen, welches Dir die Ausübung der Kunst gewährte, für wahre Kenntniß, für ächte Waare zu nehmen. O, Fluch Dir! Du warst und bist nur ein armseliger Arbeitsmann, ein Pfuscher, ein Weißnichts; Deine Kunst ist Nachäfferei!"

Doch dann erinnerte er sich wieder, welch Kunstfeuer er oft in seinem Busen hatte glühen fühlen, welch großartige Schöpfungen er in seinem Geiste hatte blinken sehen, wie oft man ihm die offenherzigsten Lobenserhebungen zugeiheilt hatte, und dann dachte er: „Nein, es ist doch etwas in mir, was mich groß macht; ja, ich bin Künstler, ich fühl' es! — Doch," fuhr er dann wieder muthlos fort, „gesetzt auch, dieß ist wahr, wozu wird es mir dienen? Was kann ich nun aus-

richten? O, es wäre besser gewesen, ich hätte meine Zeit darauf verwendet, ein Handwerk zu erlernen, ja, dieß wäre mir nützlicher gewesen; wenigstens hätte ich dann die Versicherung gehabt, einst mich und meine arme Mutter ernähren zu können.“

Solche Gedanken bestürmten Tag und Nacht den armen Daniel, und marterten ihn auf die grausamste Weise. Sieh hier, was die Folgen von dem Allen waren.

Bei Tage arbeitete Daniel nicht mehr. Wenn nicht sein Freund Martin kam, und ihn tröstete, verließ er seine Wohnung, durcheilte bei Hagel und Schnee die Stadt, suchte sich die einsamsten Wege, rannte querfeldein, und lief wie ein Wahnsinniger, oder ging oft Stunden lang auf einem und demselben Pfade hin und her. Bei Nacht konnte er wenig oder keine Ruhe finden. Als Katharina ihn bat, diese Lebensweise abzulegen, versprach er ihr Alles, und weinte mit ihr, vergaß aber bald sein Versprechen wieder. Obschon er mehr als einmal den Entschluß gefaßt hatte, seine Liebe zu überwinden und nicht mehr an Maria zu denken, so konnte er doch nicht darin glücken. Bisweilen stand er des Nachts von seinem Bette auf, verließ seine Wohnung, und wandelte Stunden lang vor dem Hause seiner Geliebten auf und nieder. Bei Tage durchkreuzte er mehrmals die Strassen, in der Hoffnung, ihr irgendwo zu begegnen; doch dieß glückte ihm selten, denn Maria hielt sich förmlich in ihrer Wohnung eingeschlossen, und wenn es sich dann einmal traf, daß Daniel sie in der Strasse sah, sprach er sie nie an, und war zufrieden, sie

nur von ferne zu betrachten, gleich als hätte er ihre Nähe gefürchtet.

Die Traurigkeit, die bis jetzt den jungen Maler nie verlassen hatte, begann nun auch ihren Einfluß auf den Körper fühlbar zu machen. Dieser beständige Mißmuth und die Augenblicke des Entzückens, die gewöhnlich auf jenen folgten, wirkten furchtbar auf seine Nerven. Er fühlte allmälig seine Kräfte schwinden, der Appetit verließ ihn, es hatte ihn ein anhaltender Kopfschmerz überfallen, und endlich ward er gezwungen, sich zu Bette zu legen. Er weigerte sich anfangs, Arzneien zu nehmen, doch durch die Thränen seiner Mutter bewogen, versprach er ihr endlich, ihr in Allem zu folgen.

Katharina that Alles zur Wiederherstellung ihres Sohnes. Der berühmteste Arzt der Stadt wurde gerufen. Dieser erklärte, der Jüngling leide an einer Nervenkrankheit, und als er mit Katharina allein war, sagte er, daß er glaube, der Geist ihres Sohnes sey noch kränker, als sein Körper, und es wäre keine Genesung möglich, wenn sein Geist nicht befriedigt werden könnte.

Dann bleibt mir wenig Hoffnung übrig! dachte die unglückselige Katharina.

Von Tag zu Tag wurde Daniel kränker. Seine Mutter ließ es ihm an nichts gebrechen; sie verließ den ganzen Tag sein Krankenlager nicht, und mehrmals brachte sie die Nacht an seiner Seite zu, und suchte ihn durch alle möglichen Mittel zu trösten. Um dem Leser den Zustand Daniels und seiner Mutter anschaulicher zu machen, wollen wir im folgenden Kapitel ein Bild davon geben, und in leichten Contouren zu skizziren su-

chen, was eines Abends zwischen Daniel und seiner Mutter vorfiel.

XXIII.

Daniel liegt ausgestreckt auf einem Bette. Sein Gesicht ist abgemagert, und dessen Ausdruck ist der tiefer Niedergeschlagenheit; seine Augen sind halb geschlossen. Es ist Abend, und die Strahlen einer Kerze verbreiten einen zitternden Glanz im Zimmer, und scheinen Allem ein trauriges Aussehen zu verleihen. Es ist dasselbe Zimmer, wo einige Monate früher Daniels Vater den Geist aufgegeben. Katharina sitzt neben dem Bette in einem Sessel und hält ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt; sie scheint lange in trauriges Nachdenken versunken zu seyn.

Inzwischen hat sich Daniel im Bette halb aufgerichtet. Er starrt im Zimmer umher; sein Blick ist bisweilen glühend, und dann wieder wie gläsern. Er schaut endlich auf seine Mutter. Diese ergreift seine Hände und fragt ihn, ob er etwas verlange.

„O Mutter, den Tod nur verlange ich!" antwortete der Jüngling.

„Daniel, mein liebes Kind, welch schreckliches Wort sprichst Du aus! . . ."

„Ja, den Tod . . . doch es ist noch ein Gedanke, der mich peinigt. Wenn ich werde aufgehört haben, zu leiden, wenn ich todt seyn werde, meine liebe Mut-

Mutter, was soll dann aus Dir werden? O, warum können wir nicht zusammen sterben? ...“

„Mein Sohn, verscheuche diese Gedanken aus Deinem Geiste; Du wirst nicht sterben; das Glück ist für uns noch nicht ganz verschwunden. Gott verläßt die Seinen nicht; Er straft uns, Er prüft uns, doch Er weiß auch zu vergelten, und wird uns nicht über unsere Kräfte prüfen, und uns dabei verschmachten lassen.“

„Doch ich fühle mich dabei verschmachten Mutter; denn es wird mich das Leben kosten. Ich will nicht gegen die Vorsehung streiten, allein ich hoffe auch nicht, daß Gott es mir zur Sünde anrechne, wenn ich über Dein Loos mich ängstige.“

„Nicht doch, mein lieber Daniel; aber noch einmal, verscheuche diese traurigen Gedanken aus Deinem Geiste; Du wirst nicht sterben, ich versichere Dich dessen.“

„Dann wird mein Unglück noch größer seyn!“ seufzte Daniel; „und warum soll ich, warum muß ich noch länger leben? Ich kann Dir nicht von Nutzen seyn, Du siehst es; ich habe alle Mittel angewendet, und nichts hat geholfen. Freude habe ich auf dieser Welt nicht mehr zu erwarten. Mit Maria wäre mir das Leben ein Paradies gewesen, ohne sie ist mir mein Daseyn eine Qual; und ich habe sie verloren, Mutter, für ewig verloren. Sie soll einem Anderen, einem häßlichen Menschen angehören: die Hochzeit, sagt man, ist schon festgesetzt, der Tag schon bestimmt.“

„Und wenn dieß Alles nur ein falsches Gerücht wäre, mein Sohn, das nur der Herr N. verbreitet, um den Vater Mariens zu einem Entschlusse zu zwingen?“

„Glaubst Du, meine Mutter?"

„Ich bin beinahe davon überzeugt."

„Nun," antwortete Daniel traurig, „dann sind wir doch um nichts weiter, und wer weiß, ob es Herrn N. nicht gelingen wird, seinen Plan durchzuführen?"

„Und wer weiß, Daniel, ob es nicht eine umgekehrte Wirkung haben wird? Du kennst die Starrköpfigkeit des Herrn van Berchem, und wie er immer von Niemandem gezwungen seyn will."

„Dieß kann möglich seyn; aber glaube mir, Mutter, ehe der Herr N. etwas unternimmt, ist er beinahe immer des guten Ausganges gewiß. Dann hat er auch Zeit genug gehabt, den Herrn van Berchem kennen zu lernen, und durch seine niedrige Schmeichelei hat er ihn gewiß schon längst in seine Netze gezogen . . . o nein! nein! es ist keine Hoffnung mehr für mich! . . ."

Mit diesen Worten sank der Jüngling wieder in die Kissen zurück. Katharina wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie schwieg einige Augenblicke, die Augen auf den Boden geheftet, und schien in tiefes Nachdenken versunken. Endlich hatte sie einen Entschluß gefaßt: sie wollte nämlich versuchen, ob man, indem man die Qual vermehrte, keine wohlthätige Veränderung in Daniels Krankheit würde zuwege bringen können. Sie hätte lieber gesehen, wenn der Jüngling sich einer unmäßigen Liebe oder laut ausbrechendem Zorne hingegeben, als ihn in diese immerwährende Niedergeschlagenheit versunken zu wissen, welche ihn endlich, wie der Arzt sagte, in eine an Geistesschwäche gränzende Krankheit stürzen würde. Sie sprach nun mit ernster Stimme:

„Wohlan denn, Daniel, es ist unnöthig, Dir noch länger mit einer eiteln Hoffnung schmeicheln zu wollen. Ich ahne, ich glaube, daß Maria nie die Deine werden, daß sie wohl bald die Braut des Herrn N. seyn wird ...“

Hier wurde die Frau durch einen leisen Seufzer unterbrochen, der aus Daniels Munde kam: „Maria,“ sagte er, „meine liebe Maria, meine Braut! ...“

Der Jüngling hatte nichts von dem gehört, was seine Mutter gesagt hatte. Katharina erhob sich von ihrem Sessel, und untersuchte mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Gesichtszüge ihres Sohnes. Daniel lag mit weit geöffneten Augen da; doch seine Blicke waren unbeweglich: ein freudiger Ausdruck war über sein Gesicht ausgebreitet, seine Wangen hatten sich geröthet, und wenn seine Augen nicht so regungslos gewesen wären, hätte man sich versucht halten mögen, zu glauben, es umgaukle ihn ein süßer Traum. Doch jetzt machten die starren, gläsernen Blicke auf das Herz Katharinens einen furchtbaren Eindruck. Sie ergriff die Hand ihres Sohnes, doch diese war steif; sie berührte seinen Arm, doch dieser war unbeweglich. Die brave Mutter merkte jetzt, daß ihr Sohn von einem Nervenanfall ergriffen sey. Ein Strom von Thränen entquoll nun ihren Augen, und in einem herzzerreißenden Tone rief sie aus: „Daniel! mein Sohn! mein liebes Kind!“

Doch Daniel hörte weder diese Ausrufe, noch sah er den Schmerz seiner Mutter. Sein Gesicht blieb unverändert, es verbreitete sich sogar noch ein sanfteres Lächeln darüber. Nachdem er ziemlich lange in diesem Zu-

stande gelegen, rührte er seine Glieder ein wenig, und seufzte wieder: „O Maria! so sind wir denn endlich glücklich! Dein Vater stimmt in unsere Verbindung ein ... O komm her, meine Geliebte, daß ich Dich an meine Brust drücke! ... daß ich Dich in meine Arme schließe! ... daß die Schläge unserer Herzen, die jetzt von Wonne und Seligkeit überfließen, sich vereinigen ... O, wie wird meine Mutter, meine gute Mutter erfreut seyn, wenn sie mein Glück vernimmt. — Was für ein Kleid Du an unserem Hochzeittage tragen sollst? Du fragst mich, Maria? ... O, ein weißes Kleid nur soll Deine jungfräulichen Glieder umschließen: die weiße Farbe ist ja das Sinnbild der reinen, heiligen Liebe! die Engel im Himmel haben nur weiße Schwingen ... die Künstler, die ihnen farbige Flügel geben, sind im Irrthume, und wissen nicht, was sie malen ... Du bist ja auch ein Engel, Maria! — Und Deinen Schmuck? — O, den will ich Dir geben ... Meine Mutter hat eine diamantene Halsschnur; sie ist ein erbliches Kleinod in unserer Familie ... diese werde ich um Deinen schlanken Hals schlingen ... um Deinen rosigen Hals ... auch der Diamant ist ein Zeichen der Reinheit ..."

„Daniel! Daniel! mein Sohn! schweige doch, und zerreiße mir nicht das Herz!" schluchzte Katharina.

Doch der Kranke hörte nicht darauf und fuhr fort: „Ja, meine geliebte Maria, jetzt ist mir das Schicksal günstig ... man hat mich als einen großen Künstler anerkannt ... Ruhm und unermeßlicher Reichthum erwarten uns. Am Reichthume ist mir wenig gelegen:

unser beider Bestehen ist gesichert; doch der Ruhm, die Ehre, die allgemeine Achtung, diese schätze ich, weil ein Theil davon Dir zufallen wird . . . Du sollst geehrt werden! . . . Ich werde meinen Namen von den Mackeln, womit mein Vater ihn besudelt hat, vollkommen rein waschen, und ihm auf's Neue einen guten Klang verschaffen . . . O welche lachende Zukunft . . . Maria! Maria! . . ."

Der Jüngling schwieg; doch seine Haltung blieb unverändert, seine Augen blieben starr, und was Katharina auch sagen, was sie auch anwenden mochte, nichts konnte ihren Sohn aus diesem schrecklichen, unnatürlichen Schlafe erwecken.

Noch einige Augenblicke blieb die unglückselige Mutter im Zimmer des Kranken, endlich verließ sie es, und sandte Line fort, den Arzt zu holen. Dieser kam bald herbeigeeilt, untersuchte den Zustand des Kranken, und sagte Katharina, sie sollte sich beruhigen, es wäre nur eine Krisis, und es könnte sich leicht treffen, daß dieselbe glückliche Folgen nach sich zöge.

„Sobald sich jedoch eine Veränderung zeigen sollte," sagte endlich der Arzt, „so lassen Sie mich sogleich rufen, und fürchten Sie nichts."

Die arme Mutter war durch diese Worte ein wenig getröstet. Als der Doktor das Haus verlassen, setzte sie sich wieder neben das Bett des Kranken. Da saß sie nun, und litt, wie die Mutter Jesu einst am Fuße des Kreuzes die höchsten Mutterschmerzen fühlte.

Welch Mitleid uns der Zustand Daniels auch einflößte, und mit wie großem Interesse wir auch den Fol-

gen dieser wunderlichen Ohnmacht entgegen sehen, so sind wir dennoch genöthigt, lieber Leser, den Jüngling der alleinigen Sorge seiner Mutter zu überlassen, um zu sehen, was bei seinem Freunde Martin vorgeht.

XXIV.

Während das kleine Drama zwischen Daniel und seiner Mutter vorfiel, das wir im vorigen Kapitel beschrieben haben, befand sich Herr Martin auf seinem Zimmer. Er war eben im Begriffe, seinen Hut aufzusetzen, seinen Mantel umzuhängen, und sein Zimmer zu verlassen, als ein Wagen vor seinem Hause hielt. Bei diesem Geräusche blieb Martin stehen und horchte. Es wurde bald darauf geschellt, und einen Augenblick später hörte Martin Jemand die Treppe herauf kommen, und auf das Zimmer zugehen, in welchem er wohnte. Der Tonkünstler nahm in Eile Hut und Mantel ab, und öffnete die Thüre. Ein alter Herr trat ohne viele Complimente ein. Es war Herr van Hardenhoek; er sagte: „Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn Martin zu sprechen?"

Der Tonkünstler machte eine leichte Verbeugung und antwortete: „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

„Sie werden es hören, mein Herr; Sie kennen den Herrn Daniel?"

„Er ist mein inniger Freund, mein Herr, und ich glaube wohl, Sie sind die Person, von welcher er mir so oft mit Achtung gesprochen hat?"

„Kann wohl seyn, daß er von mir gesprochen hat.

Doch dieß gehört nicht hieher. Erfahren Sie, warum ich zu Ihnen komme. Man hat mir gesagt, daß Daniel sich in Noth befinde, mit einem Worte, daß er Geld nöthig habe . . ."

Martin wagte auf diese Frage nicht sogleich zu antworten, denn er wußte, mit welcher Sorgfalt Daniel seine Noth vor Jedermann zu verbergen suchte. Der Alte schien dieß zu bemerken und fuhr fort: „Mein Herr, meine Frage wurde nicht aus Neugierde gestellt; auch ich bin ein Freund des jungen Mannes und lasse mir deßhalb seinen Zustand sehr angelegen sein. Sprechen Sie also frei und gerade heraus."

„Mein Herr, ich glaube Ihnen," sagte Martin, „Ihr Aussehen allein versichert mich Ihrer Aufrichtigkeit und Ihrer guten Absichten; wohlan denn, ja, Daniel ist unglücklich, sehr unglücklich, er und seine Mutter sind in Armuth versunken und um so unglückseliger, da sie diese Armuth vor Jedermann's Augen verbergen müssen. Dem Anscheine nach sind sie noch reich und glücklich; ich allein weiß, wie tief sie gesunken sind und wie gräßlich ihre Lage ist."

„So ist es denn Wahrheit, was man mir gesagt!" rief van Hardenhoek. „Wohlan, Herr Martin, hier muß geholfen werden, hier muß schnell geholfen werden und auf eine feine Weise . . ."

Während dessen ging der Alte im Zimmer auf und nieder, indem er dabei mit seinem Stocke auf den Boden klopfte. Endlich blieb er vor einer der Wände stehen und fragte, auf ein Gemälde zeigend: „Von wem ist dieses Bild?"

„Es ist eine Arbeit Daniels, die er vergebens zu verkaufen gesucht und worauf ich selbst schon alle Mühe verwendet habe.“

Der Alte hatte inzwischen das Licht von dem Tische genommen, denn es war schon Abend, und betrachtete das Gemälde.

„Mein Herr, Daniel ist ein großer Künstler,“ rief er plötzlich aus, „dieß Bild ist ein wahres Meisterstück!“

Vergnügt trat er auf Martin zu und fuhr fort: „Es ist gefunden; ich kaufe Ihnen dieses Bild ab! Wie viel verlangt unser Freund dafür?“

„Er hat den Preis auf zweihundert Gulden festgesetzt . . .“

„Was? zweihundert Gulden? zweitausend wollen Sie gewiß sagen! Dieß ist der wahre Werth, mein Herr, und ich versichere Sie, daß ich keinen schlechten Kauf daran mache.“

Herr van Hardenhoek holte sogleich sein Taschenbuch hervor und händigte diese Summe Herrn Martin in Banknoten ein.

Thränen der Freude und Dankbarkeit glänzten in den Augen des Tonkünstlers; er konnte anfangs nicht sprechen; doch endlich bat er den Herrn van Hardenhoek, nieder zu sitzen.

„Das ist unnöthig,“ sprach dieser; „verlieren Sie keine Zeit, gehen Sie zu Daniel, sagen Sie ihm, ein Unbekannter habe sein Bild gekauft, und er solle nur arbeiten und versichert sein, daß Alles, gleich dem, an den Mann kommen werde; ich bürge Ihnen dafür.“

Doch Martin wiederholte seine Bitte, er möchte sich setzen, und sagte dann mit ernster Stimme.

„Da Sie so viel Güte und Freundschaft für Daniel zeigen, will ich Ihnen seine ganze Lage schildern."

Hierauf erzählte der Tonkünstler die ganze Liebesgeschichte seines Freundes und malte seinen hoffnungslosen kränklichen Zustand mit den möglichst wärmsten Farben aus.

„Ich dachte nicht, daß es so weit gekommen," sagte der Alte, als Martin zu sprechen aufgehört; „diese Künstler haben eine zu gefühlvolle Seele... Doch, sagen Sie mir einmal, hat dieser Herr N., ich habe ihn schon einmal gesehen, hat er nicht früher eine Erbschaft erhalten, die ihn reich gemacht?"

„So ist es," antwortete Martin, und er gab dem alten Herrn alle Aufklärungen darüber, die ihm bekannt waren.

„Schon genug," sprach van Hardenhoek, „ich weiß von diesem Herrn N. mehr, als Sie. Gehen Sie jetzt zu unserm Daniel, suchen Sie ihn zu trösten, Sie brauchen nicht geheimnißvoll zu thun; ich begebe mich jetzt zu dem Herrn van Berchem und werde Sie bei unserm jungen Freunde wieder treffen. Vielleicht bringe ich eine frohe Botschaft mit."

Hierauf verließen Beide Martins Wohnung. Van Hardenhoek stieg in seinen Wagen und der Tonkünstler eilte zu Daniel.

Martin fand seinen Freund noch in diesem bedauernswerthen Zustande, in welchem wir ihn kurz verlassen.

Doch folgen wir lieber dem alten van Hardenhoek

nach Herrn van Berchem's Wohnung, wo er wie ein Blitz erschien. Der Diener öffnete: „Ist der Herr van Berchem zu Hause?"

„Ja, mein Herr."

„Ist er allein?"

„Nein, mein Herr, es ist noch ein anderer Herr bei ihm."

„Wer ist dieser andere Herr?"

„Der Herr N."

„Ah! auch ein guter Freund von mir! da braucht Ihr mich nicht anzumelden. — Der Himmel ist uns günstig;" sprach van Hardenhoek zu sich selbst — „ich folge Euch," fuhr er zu dem Bedienten fort.

Einen Augenblick später trat er in das Zimmer, wo van Berchem mit Herrn N. im Gespräche war.

„Herr van Hardenhoek!" rief van Berchem aus.

„Ich selbst, mein Herr," sagte der Alte und drückte dem Vater Maria's die Hand.

Inzwischen hatte sich Herr N. von seinem Platze erhoben und wollte das Zimmer verlassen. Als der Alte dieß bemerkte, trat er auf ihn zu und sagte: „Mein Herr, verschaffen Sie mir das Vergnügen, in unserer Gesellschaft zu bleiben. Zwischen mir und dem Herrn van Berchem wird kein Geheimniß abgehandelt; Sie dürfen, ja, Sie müssen es hören..."

Herr N. verbeugte sich mit verdrießlicher Höflichkeit und nahm seinen Platz wieder ein, während Herr van Berchem ebenfalls sagte: „Ja, bleiben Sie getrost, mein Freund;" und dann an van Hardenhoek sich wendend,

fuhr er fort: „mein Herr, ich stelle Ihnen hier meinen Schwiegers ....“

„Einen Augenblick!“ unterbrach ihn der Alte, „wir müssen erst einander einige Worte sagen und dann können Sie, wenn Sie noch Lust haben, Ihren Satz endigen... Setzen wir uns, mein alter Freund.“

Der Ton dieser letzten Worte war, wie Alles, was van Hardenhoek sagte, gebietend, und van Berchem so wie Herr N. waren auch noch durch die Haltung und den Gesichtsausdruck des Alten beherrscht. Als Alle sich gesetzt, begann Herr van Hardenhoek: „Mein guter Freund van Berchem, Sie erinnern sich ohne Zweifel noch an unsere alten Verbindungen; Sie haben Zeit gehabt, mich kennen zu lernen. Ich auch, ich kenne Ihr Herz und ich bin stolz auf Ihre Freundschaft, weil ich weiß, daß Ehre und Tugend immer allen Ihren Handlungen zur Grundlage gedient und weil Sie Ihr Vermögen, das für Sie der größte Ehrentitel ist, durch Mühen, durch ehrliches Mühen erworben haben. Sollten Sie dieses Vermögen mit dem eines Diebes vereinigen wollen? — Dieß ist meine erste Frage! Antworten Sie noch nicht; ich fahre fort: Sie lieben Ihre Tochter recht väterlich; Sie suchen sie, sowohl was das Zeitliche betrifft, als auch in Bezug auf die Zufriedenheit ihres Herzens, glücklich zu machen. Vielleicht stellen Sie das Erste über das Zweite; doch dieß thut nichts zur Sache. Darin liegt meine zweite Frage; wollen Sie so gut sein, mir ja oder nein, nicht anders, zu antworten. Also, erstens, wollen Sie Ihr Vermögen mit gestohlenem Gute vereinigen?“

„Gewiß nicht!" sagte Herr van Berchem, „aber wozu diese . . .?"

„Zweite Frage," unterbrach ihn der Alte: „wollen Sie wirklich das Glück Ihrer Tochter?"

„Ohne Zweifel!" sagte Herr van Berchem, immer erstaunter.

„Wohlan denn," begann der Alte mit donnernder Stimme und zeigte auf Herrn N., „so jagen Sie vor Allem diesen Schelm aus Ihrem Hause!"

„Was bedeutet dieß?" rief van Berchem.

„Mein Herr!" schrie Herr N., „dieß ist eine arge, unverzeihliche Verläumdung!"

„Schweigen Sie, Unverschämter!" rief van Hardenhoek, „noch ein Wort, und Sie fliehen selbst dieses Haus . . . Hören Sie, mein Freund," fuhr er zu van Berchem fort, „dieser abscheuliche Mensch hat einen Diebstahl begangen, der ihn für sein ganzes Leben reich machen mußte. Diese Mißgeburt hat sich durch falsche Schriften einer Erbschaft bemächtigt, die ihm nicht zukam . . . Noch einige Tage vielleicht, und dieser Bube würde Sie betrogen haben und Sie hätten einen Mißgriff gethan, den Sie ewig hätten bereuen müssen!"

„Beweisen Sie mir, was Sie da sagen!" rief Herr N., „beweisen Sie mir, daß ich dieß gethan habe!"

„Die Beweise habe ich in Händen, und morgen werden sie dem Gerichte überliefert werden. Dort soll Ihnen Rechenschaft werden!" sagte der Alte in ernstem Tone.

„Sie haben mich also betrogen!" rief van Berchem, sich erstaunt an Herrn N. wendend, „Sie sind also ein Scheinheiliger!"

„Der Alte lügt!“ schrie Herr N. wie wahnsinnig.

Van Hardenhoek stand nun auf und sagte, auf ihn zutretend, mit einer Donnerstimme: „Schurke, wenn Sie noch einmal zu wiederholen wagen, daß ich lüge, lasse ich Sie stehenden Fusses vom Gerichte festnehmen. Wiederholen Sie es nun, wenn Sie ein Herz in Ihrer Brust haben!“

Herr N. war wie vernichtet; seine Augen schienen ihm im Kopfe zu brennen; er schlug sich mit der Hand vor die Stirne, griff nach seinem Hute umher und wollte das Zimmer verlassen.

„Nicht so!“ sprach van Hardenhoek, ihn am Arme ergreifend, „erst sollen Sie bekennen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe.“

„Lassen Sie mich los!“ rief Herr N., „oder ich vergreife mich!“

„Davon werden Sie die Diener des Herrn van Berchem abzuhalten wissen; ich werde sie rufen, wenn Sie mehr Zeugen Ihres Bekenntnisses haben wollen.“

Herr N. schäumte; seine glühenden Blicke hefteten sich mit einem furchtbaren Ausdrucke auf van Hardenhoek; doch dieser fürchtete sich nicht im mindesten und wiederholte seine Forderung: „Sagen Sie, das Alles, was ich gesprochen habe, die reine Wahrheit ist!“

Herr N. schwieg noch immer. Van Hardenhoek wartete einen Augenblick; doch da er sah, daß der hassenswerthe N. nicht sprach, rief er: „Herr van Berchem, rufen Sie Ihre Bedienten!“

„Nein, nein!“ rief N., „keine größere Schande; es ist schon zu viel!“

„So bekennen Sie!“ rief der Alte.

„Ich bekenne es!“ flüsterte Herr N. endlich.

„Sie können gehen!“ sagte nun van Hardenhoek; und als der Schurke das Zimmer und das Haus verlassen hatte, wandte der Alte sich wieder an van Berchem und fuhr fort: „Mein Herr, oder vielmehr, mein Freund, danken Sie mir, daß ich Ihnen den Abgrund gezeigt habe, in den Sie und Ihre ganze Familie gestürzt wären; denn bei Gott, ich schwöre es Ihnen, dieser Betrüger soll verfolgt werden. Ich werde ihn durch das Gericht ergreifen lassen; und wäre er auch mit Ihrer Tochter verheirathet gewesen, — und ich weiß, daß Sie dieß im Sinne hatten — dennoch würde ich mein Vorhaben ausgeführt haben. Wenn das Recht spricht, kenne ich keine Freunde mehr und wo ich nur immer Scheinheiligkeit treffe, werde ich sie entlarven, und sollte es mich das Leben kosten . . . So handelt van Hardenhoek.“

„O mein Freund, mein braver Herr van Hardenhoek, ich bin noch ganz in Staunen über dieß Alles; ich weiß nicht, was ich antworten soll; meine Sinne sind ganz verwirrt.“

„Gestehen Sie's ein, Herr van Berchem, daß Sie sich von diesem Heuchler, von diesem Schurken haben verführen lassen und daß Sie entschlossen waren, ihm Ihre Tochter zu opfern.“

„Glücklicherweise ist dieses Opfer noch nicht vollbracht, Herr van Hardenhoek; ich fange nun an, die Sache in einem andern Lichte zu betrachten.“

„Das freut mich, mein Freund,“ sprach nun der

Alte mit einer viel sanfteren Stimme; — „doch sagen Sie mir, was werden Sie jetzt thun?“

„Ich weiß es nicht; mein Kopf ist von alle dem ganz wirre; ich fühle mich . . . sehen Sie, mein Freund, ich weiß nicht, was in diesem Augenblicke in meiner Seele vorgeht . . .“

„Es ist eine heilsame Wirkung, van Berchem, glauben Sie mir; doch sagen Sie mir, was soll aus Maria, Ihrer einzigen Tochter werden? . . .“

„O, das Mädchen wird ruhiger sein,“ seufzte van Berchem, sich das Gesicht mit seinen Händen verhüllend, „es wird ihr eine große Erleichterung sein, zu wissen, daß ich sie nicht mehr werde zwingen wollen, den abscheulichen N. zu heirathen.“

„Gut, sehr gut; doch dieß ist nicht genug: das Mädchen liebt, ich weiß es, warum wollen Sie ihrem Gefühle widerstreiten?“

„Kennen Sie den jungen Mann, welcher? . . .“

„Ich kenne ihn sehr gut . . .“

Van Berchem schwieg eine Weile; dann sagte er: „Sie haben da eben selbst gesagt, mein Freund, ich müsse auch das zeitliche Glück meiner Tochter in's Auge fassen; da Sie den Herrn Daniel kennen, werden Sie wohl wissen, daß sein Vermögen ver . . .“

„Ich weiß,“ unterbrach ihn der Alte, „daß der Herr Daniel ein jährliches Einkommen von sechstausend Gulden hat.

„Was sagen Sie! sechstausend Gulden Einkommen!“

„Sechstausend Gulden Einkommen,“ wiederholte van Hardenhoek, „wovon ich das Kapital schon jahrelang verwalte.“

„Von Staunen zu Staunen!“ rief van Berchem, „ich kenne mich gar nicht mehr aus. O, dieser N. ist ein niedriger Betrüger; er sagte mir, daß Daniels Mutter schon Geld auf ihr Haus aufgenommen, daß ihr Haushalt, obschon dem Scheine nach noch immer reich und prächtig, sehr beschränkt wäre, und daß sie aus Armuth, schon viel hätte verkaufen müssen.“

Daß Katharina auf ihr Haus Geld aufgenommen, davon weiß ich nichts; doch so viel weiß ich, daß sie im Begriffe ist, ihr Haus zu verkaufen, weil sie sich entschlossen hat, die Stadt zu verlassen.“

„Die Stadt verlassen,“ sagte van Berchem, „und warum das?“

„Um Sie zu fliehen!“ antwortete der Alte ernst. „Wissen Sie denn nicht, Herr van Berchem, daß Daniel Ihre Tochter wie ein Wahnsinniger liebt, daß er dahinsiecht, und daß die Liebe, die wir alten Leute nicht mehr fühlen und kaum begreifen, seine Gesundheit untergraben hat . . . ?“

Van Berchem schien von diesen Worten tief gerührt; er antwortete: „O, ich hatte mich verirrt, unendlich tief verirrt, mein Freund! Welchen Dank bin ich Ihnen nicht schuldig! Sie haben mir die Augen geöffnet und, wie Sie eben gesagt, den Abgrund gezeigt, in den ich zu stürzen bereit war.“

„So hätten Sie also nichts mehr dagegen,“ sagte der Alte, „Ihre Tochter dem Herrn Daniel zu geben?“

„Im Gegentheile, mein Freund! Wenn ich an das denke, was vorgefallen ist, so darf ich kaum ein solches Glück hoffen. O, ich weiß nicht, was heute in mir

vorgegangen; doch Sie haben mir fast das Herz gebrochen. Neue Gefühle sind in meiner Seele erstanden; mir ist, als sähe ich zwischen der Vergangenheit und dem Heute eine Scheidewand aufgerichtet und mein Leben scheint mir ganz verändert zu seyn."

Van Hardenhoek sah wohl, daß er einen großen Sieg über van Berchem errungen, daß er seinen unbiegsamen Charakter gebeugt; doch er war nur darauf bedacht, den nöthigen Vortheil aus diesem Siege zu ziehen; er fuhr daher mit seinem ersten Gedanken fort: „Nun denn, mein guter Freund, ich nehme Ihre Zustimmung an, und betrachte jetzt Alles als eine abgemachte Sache; ich nehme es auf mich, das Weitere in Ordnung zu bringen . . . Wo ist Maria und Ihre Frau? Wir werden ihnen diese Neuigkeit mittheilen. Ich zweifle nicht daran, daß das Mädchen darüber sehr erfreut seyn wird."

„Und auch Julie," sagte van Berchem. „Gott sei Dank! der Friede wird wieder in unsere Mitte zurückkehren."

Van Berchem klingelte und befahl seinem Diener, zu Julie und Marie zu gehen und sie zu bitten, sie möchten auf sein Zimmer kommen. Der Diener entfernte sich und ging, seinen Auftrag auszuführen.

Die zwei Frauen saßen, von Traurigkeit übermannt, in ihrem Zimmer. Sie schracken zusammen, als sie den Wunsch des Herrn van Berchem vernahmen.

„Meine Mutter, meine liebe Mutter!" schrie Maria, „o, ich schaudere: der Augenblick des Zwanges wird gekommen seyn. Herr N. ist bei dem Vater . . . Gott! Gott!"

Sie hatten Herrn N. nicht gehen hören.

„Mein armes Kind!“ seufzte die gefühlvolle Mutter, „sei guten Muthes, ich lege meine Furchtsamkeit ab: ich habe lange genug vor Deinem Vater gebebt, ich werde Dich vertheidigen! Komm, Maria, und fürchte nichts!...“

Diese Worte und der versichernde Ausdruck in den Gesichtszügen ihrer Mutter gossen Muth in die Seele des Mädchens. Sie dachte an Daniel und opferte ihm schon die Leiden, welche sie bestehen zu müssen glaubte.

Beide Frauen traten nach einigen Augenblicken in's Zimmer. Mit Verwunderung bemerkten sie, daß Herr N. nicht mehr zugegen war und daß Herr van Hardenhoek sich dafür im Zimmer befand. Dieser trat den Frauen entgegen, sagte van Berchems Gattin einige Artigkeiten und sprach dann, Maria's Hand ergreifend: „Mein liebes Kind, Ihr Vater hat mir vergönnt, Ihnen eine frohe Nachricht mitzutheilen... In Kurzem sind Sie die muntere Braut des...“

„Des Herrn N.!“ unterbrach ihn Maria, „nein, mein Herr, niemals! Ich erwartete diese frohe Nachricht; doch thut es mir herzlich leid, daß ich sie von Ihnen erhalten muß...“

Der Ausdruck, der sich auf des Mädchens Gesichte zeigte, verrieth tiefe Verachtung. Doch van Hardenhoek ließ ihre Hand nicht los und fuhr in einem ruhigen Tone fort: „Die Jugend ist immer voreilig im Sprechen; wir Alten sind ruhiger. Maria, lassen Sie mich, ich bitte Sie, meinen Satz vollenden. Ich sage Ihnen, Sie sind in Kurzem die Braut des Herrn... Daniel!...“

Maria antwortete nicht. Verzweiflung und Freude hatten sich zusammen ihres Herzens bemeistert; sie zweifelte und wollte glauben; es schien ihr, als hätte man ihr eine Binde vor die Augen befestigt, und Herr van Hardenhoek war gezwungen, das Mädchen mit seinen Armen zu unterstützen. Maria überwand jedoch diese heftige Aufregung bald; nur das laute Pochen ihres Herzens konnte sie nicht stillen. Sie warf einen dankbaren Blick auf den alten Herrn, und als sie ihren Vater anblickte, sah sie zwei heiße Thränen über seine Wangen herabrieseln. Sie eilte auf ihn zu, fiel ihm in die Arme und rief aus: „Ist es wahr, mein Vater?"

„Ja, mein Kind," brach van Berchem weinend aus, „ja, meine liebe Tochter ... es ist Wahrheit! O verzeihe mir; ich habe Dich zu lange leiden lassen; ich habe grausam und unbarmherzig gegen Dich gehandelt; doch ich war verirrt, ich war betrogen . . . abscheulich betrogen, meine liebe Maria. Herr van Hardenhoek hat mir die Augen geöffnet . . ."

Und er drückte das Mädchen mit den Zeichen der innigsten Liebe an seine Brust. Inzwischen war auch Julie herzugetreten und warf sich Herrn van Berchem ebenfalls in die Arme.

„O, Du handelst edel, mein guter Gatte!" rief sie.

„Und auch Dich muß ich um Verzeihung bitten, meine Liebe," sagte van Berchem, seine Frau ebenfalls an die Brust drückend, „ich habe Dir viele Leiden verursacht."

„O, es ist schon Alles vergessen," schluchzte Julie.

Nun, da die Natur und das Gefühl allein das

Herz und die Handlungen des Herrn van Berchem lenkten, war er beredt und eindrücklich. Er war in diesem Augenblicke wirklich Gatte und Vater.

Als die beiden Frauen ein wenig ruhig geworden waren, eilten sie zu Herrn van Hardenhoek, um auch ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen. Der Alte war in diesem Augenblicke eben damit beschäftigt, eine Prise zu nehmen und die Gemälde zu betrachten, die im Zimmer hingen. Er hatte eine Thräne im Auge gefühlt, und um diese zu verbergen, seine Blicke von dieser ergreifenden häuslichen Scene abgewendet. Allein er konnte sich den Dankbarkeitsbezeugungen der beiden Frauen nicht entziehen; er machte sie jedoch so kurz als möglich und sprach mit Ernst: „Meine guten Freunde, es gibt noch Jemanden, der in diesem Augenblicke sehr unglücklich ist. Daniel ist krank, auch er muß getröstet werden und diese glückliche Botschaft ist allein im Stande, ihm die Gesundheit wieder zu geben."

„O!" rief Maria, „laßt uns ihn sogleich..." doch weiter konnte sie nicht sprechen.

„Gehen Sie, meine liebe Maria, lassen Sie getrost Ihr Herz sich ergießen," sagte van Hardenhoek, „ja, laßt uns Daniel augenblicklich aufsuchen; laßt uns ihn aus der Verzweiflung reißen, in die er schon lange versunken ist. Herr van Berchem, mein Wagen wartet unten, werden Sie uns die Gefälligkeit erweisen?"

„Wir werden miteinander gehen!" rief der Vater, „ich muß mich mit diesem braven jungen Manne aussöhnen; früher ist keine Ruhe in mir."

„Gut, das ist ein Wort. Gehen Sie, Maria, mit

ihrer braven Mutter, und kleiden Sie sich warm an; wir warten hier auf Sie."

Während die Frauen dieser letzten Einladung Folge leisteten, sagte der Alte, daß er zuerst in das Zimmer des Kranken treten würde, um ihn auf den Empfang vorzubereiten und dadurch die Erschütterung zu vermindern, die Daniel jedenfalls erleiden würde.

Van Berchem hieß diesen Entschluß gut, und als die beiden Frauen zurückkamen, stieg man in den Wagen des Herrn van Hardenhoek.

XXV.

Als Martin bei Daniel angekommen war, hatte er ihn noch in dem bedauernswürdigen Zustande getroffen, in welchem wir ihn dem Leser schon gezeigt haben. Keinen geringen Eindruck machte dieser Anblick auf den gefühlvollen und menschenfreundlichen Martin.

„Mein Freund, mein armer Daniel!" seufzte er und Thränen benetzten seine Wangen.

Er warf sich vor dem Bette auf die Kniee nieder, faßte die Hand des Jünglings in die seine, drückte sie aus allen Kräften und rief noch einmal: „Daniel!..."

Doch Daniel hörte nicht und ein sanftes Lächeln schwebte immer auf seinen Lippen. Diese Gefühllosigkeit war peinvoll für das Herz des braven Tonkünstlers. Er verließ das Bett des Kranken, machte einige Schritte durch das Zimmer, betrachtete mit innigem Mitleide Katharina, die weinend in einer Ecke des Zimmers saß

und kehrte endlich wieder zum Kranken zurück. Er ließ sich wie irrsinnig auf den Jüngling niedersinken, legte die Hand auf dessen Brust, brachte das Gesicht an sein Ohr und rief mit kräftiger Stimme: „Daniel! ich bringe Ihnen eine gute Nachricht! O, sehen Sie mich doch einmal an! hören Sie doch einmal, Daniel!“

Jetzt schien die Stimme Martins bis in die Seele des Jünglings durchgedrungen zu seyn; seine Glieder zuckten zusammen, seine Augen verloren ihre Starrheit und er warf endlich einen matten Blick auf Martin.

„Er lebt wieder auf!“ rief dieser Letztere voll Freude, und als Katharina diese Worte hörte, trat sie ebenfalls rasch zum Bette.

Allmälig sah man bei Daniel das Bewußtseyn zurückkehren. Endlich ergriff er langsam und kraftlos Martin's Hand und stammelte: „Mein Freund ...“

„Daniel!“ rief der Tonkünstler wieder, ganz von Freude durchdrungen, „ich bringe eine frohe Zeitung, Ihr Bild ist verkauft, ich habe zweitausend Gulden dafür bekommen!“

„Was sagen Sie, Martin? Ist's möglich? Mutter, hörst Du? ...“

„Hier ist die Summe in Banknoten,“ rief Martin, „ich werde sie Ihrer Mutter einhändigen ...“

„O mein guter Martin, ich verstehe nicht, wie Sie einen so hohen Preis! ... Mutter, Mutter! ich habe also nicht umsonst für Dich gearbeitet; meine Kunst ist Dir also endlich einmal nützlich gewesen ... o, daß ich jetzt wieder gesund würde, ich wollte mit neuem Muthe arbeiten ...!“

„Gott ist barmherzig, mein Sohn," sagte Katharina, Thränen der Freude vergießend, „hoffe und vertraue auf Ihn; Du siehst es, Er hat uns nicht verlassen!"

„O meine liebe Mutter!... Aber, Martin, erzählen Sie mir doch, wie dieß Alles zugegangen. Wer ist der Käufer gewesen?"

„Es ist dieser alte Herr, Ihr Freund, Daniel, von dem Sie mir schon so oft gesagt; er ist selbst zu mir gekommen. Noch diesen Abend wird er Sie besuchen und er hat mir versprochen, daß er Ihnen vielleicht noch eine frohe Nachricht bringen wird... welche Nachricht, weiß ich nicht."

Martin wollte nicht sagen, daß der alte Herr sich jetzt bei Maria's Vater befand; er wollte seinem Freunde keine Hoffnung machen, die vielleicht vereitelt werden könnte. Daniel verlangte auch keine nähere Erklärung darüber.

„Wunderbar, wahrhaft wunderbar!" seufzte er, „wer mag doch dieser Alte seyn!... Ja, Martin, er ist mein Freund; schon lange ist er dieß, obschon ich nicht einmal seinen Namen kenne. Er hat eine schöne Seele, das hab' ich im ersten Augenblicke, da ich ihn sah, bemerkt... und er wird hieher kommen, sagen Sie?"

„Er hat es mir versprochen, Daniel."

„O, er wird seinem Versprechen treu bleiben!"

Das Gespräch dauerte noch eine Weile fort. Endlich hörte man einen Wagen vor dem Hause halten.

„Da ist er schon!" rief Martin, aus dem Zimmer eilend, „ich werde ihm entgegengehen."

Bald darauf kam er mit van Hardenhoek wieder

wieder zurück. Sobald Katharina den alten Herrn erblickte, entfloh ihrem Munde ein Schrei. Die Frau hatte in ihm den Mann wieder erkannt, welcher vor mehreren Jahren ihren Gatten gezwungen hatte, das Haus zu verlassen. Van Hardenhoek ging geradenweges auf die Frau zu und sagte, ihre Hand ergreifend: „Erschrecken Sie nicht, brave Katharina, dießmal, ich versichere Sie, wird kein trauriger Auftritt stattfinden... wo ist mein junger Freund?"

Die Frau führte den alten Herru an's Bett. Van Hardenhoek ergriff die Hand des Kranken: „Nun, mein guter Daniel, fühlen Sie sich jetzt stark genug, frohe Kunde zu vernehmen?"

„O mein Herr, oder vielmehr mein Freund," seufzte der Jüngling, die Hand des Alten an seine Lippen führend und mit seinen Thränen benetzend, „o, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen soll..."

„Das brauchen Sie auch nicht zu wissen, Daniel; wenn nur die Freundschaft in Ihrem Herzen spricht, dieß ist genug; ich bekümmere mich wenig darum, wie sie sich ausdrückt. Doch, verlieren wir keine Zeit: es warten noch andere Personen, und bevor sie eintreten, muß ich Ihnen meine getroffenen Vorkehrungen nennen. Versprechen Sie mir, Daniel, und Sie, brave Katharina, mir in Allem, was ich Ihnen sagen werde, zu gehorchen?"

„In Allem!" rief Daniel.

„Ich vertraue ganz auf Sie, mein Herr," sagte Katharina.

„Wohl denn ... Sie, Herr Martin, treten Sie auch näher, Sie dürfen, ja, Sie müssen von Allem

unterrichtet werden; nun, hört: erstens bin ich für Sie Alle ein Freund; zweitens bin ich Daniels Oheim, und drittens besitzen Daniel und Katharina ein jährliches Einkommen von sechstausend Gulden, wovon ich das Kapital verwalte . . ."

„Unmöglich, mein Herr!" riefen Daniel und seine Mutter zu gleicher Zeit aus.

„Sie haben versprochen, mir in Allem zu gehorchen und meine Anordnungen anzunehmen," sagte van Hardenhoek, „nun sage ich Ihnen, daß es so ist und seyn muß; später werde ich mich Ihnen näher darüber erklären: Ich bin Daniels Oheim, Sie besitzen sechstausend Gulden jährliche Einkünfte, und sobald Daniel gesund ist, wird Maria seine Braut."

„O, dieß ist Alles ein Traum!" rief der Jüngling, „Mutter, Mutter! hab' ich recht gehört? Maria soll meine Braut werden? . . ."

„Ja, mein Freund," fuhr van Hardenhoek fort, „Maria wird Ihre Gattin werden; Herr van Berchem stimmt in Alles ein, und was noch mehr ist, er, Maria und ihre Mutter warten schon im Nebenzimmer, Sie zu besuchen. Van Berchem will sich mit Ihnen aussöhnen: an Ihnen ist es nun, Daniel, dieß Alles zum besten Ausgange zu führen."

„Und Herr N.?" fragte Daniel.

„Herr N. ist ein Schurke, den ich entlarvt habe. Seine Demüthigung war groß: ich zwang ihn, seine Schandthaten in Gegenwart des Herrn van Berchem zu bekennen, nun mag er seine Sachen mit dem Gerichte abmachen."

Das Erstaunen Katharinens und ihres Sohnes wird leichter zu begreifen, als zu beschreiben seyn. Nachdem sie noch einige Aufklärungen über Alles mit angehört, verließ Katharina das Zimmer, um die Harrenden zu empfangen, und sofort zu Daniel zu bringen. Bevor sie die Thüre erreichte, um hinauszugehen, rief der Alte noch: „Vor Allem gegen mich keine Zeichen der Dankbarkeit!"

Nach einer Weile kam die Frau mit den drei Besuchern zurück. Maria bebte an allen Gliedern, und mußte sich auf Katharinens Arm stützen. Julie allein zeigte ein Gesicht, auf dem nichts als Freude zu lesen war. Van Berchem war tief ergriffen und gerührt; seine Wangen waren von einer dunklen Röthe überzogen, und seine ganze Haltung deutete an, daß er bis tief in die Seele erschüttert war. Er trat zuerst mit Herrn van Hardenhoek an das Bett des Kranken, der schon eine Weile aufrecht im Bette saß. Van Berchem ergriff die Hand des Jünglings, und sprach, mit einer Stimme, die von der größten Rührung zeugte: „Verzeihen Sie mir, mein Freund, daß ich Sie so lange habe schmachten lassen; ich bin betrogen, arg betrogen worden . . . Herr van Hardenhoek wird es Ihnen wahrscheinlich schon gesagt haben; doch nun bin ich nicht mehr verblendet . . ."

„Genug, Herr van Berchem," seufzte Daniel, „dieser Augenblick läßt mich Alles vergessen, was ich gelitten habe, und wovon Sie nur die unfreiwillige Ursache waren. Sprechen wir den Namen des falschen Betrügers

nicht mehr aus: er würde unser Glück besudeln. Jetzt sehe ich das Ende aller meiner Schmerzen; denn Herr van Hardenhoek, mein guter Oheim, hat mich versichert, daß ich Ihnen bald den süßen Vaternamen werde geben dürfen."

„Ja, mein Sohn, dieß ist nun mein feurigster Wunsch," sagte van Berchem. „Komm her, Maria, Du hast mir auch bereits verziehen, komm her, damit ich Euch Beide als meine Kinder umarme . . ."

Maria eilte auf diese Worte an's Bett.

„Daniel!" schluchzte sie; doch mehr konnte sie nicht hervorbringen.

Der Jüngling ergriff ihre Hand, und van Berchem drückte die beiden jungen Leute an seine Brust, während reichliche Thränen über seine Wangen perlten. Er ließ endlich die beiden Liebenden los, und entfernte sich, denn sein Gemüth war zu sehr erschüttert. Maria blieb bei dem Bette, und ließ sich in einen nebenstehenden Sessel niedersinken. Die Blicke der Liebenden begegneten sich immer, und es begann nun ein stummes Gespräch, das für sie weit mehr sagte, als die schönsten Worte hätten ausdrücken können.

Während dieser kleinen Scene hatte sich Martin in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, und manche Freudenthräne von seinen Wangen getrocknet. Van Berchem entdeckte ihn endlich; er ging auf ihn zu, faßte die beiden Hände des Tonkünstlers in die seinigen, und wollte ihm durch Worte zu verstehen geben, daß er auch gegen ihn eine Schuld abzutragen habe: doch Martin ließ ihn nicht zu Worte kommen, und sagte: „Herr van Berchem,

Sie sind mir heute ein ewiger Freund geworden, und ich bitte Sie um Ihre Freundschaft für ewig."

„O, diese schwöre ich Ihnen zu," sagte van Berchem, und sprechen wir also nicht mehr davon."

Julie hatte sich inzwischen zu Katharina gesellt, und die beiden Frauen erzählten einander, welche Schmerzen sie bei ihren Kindern hatten mit ansehen und selbst mit tragen müssen, und wie schwer sie auf ihren eigenen Herzen gelastet. Endlich rief Maria ihrer Mutter; Julie ging zu dem Kranken, und bevor dieser noch ein Wort von seiner Erkenntlichkeit und ewigen Dankbarkeit ausgesprochen, flossen der gefühlvollen Frau die Thränen schon über die Wangen.

Van Hardenhoek ging langsam im Zimmer auf und nieder, beobachtete alle die so mit einemmale erfreuten Personen, und jauchzte in seiner Seele, nicht aus Hochmuth, weil dieß Alles sein Werk war, sondern aus einem reinen Gefühle der Liebe, die der Gute für diejenigen fühlt, welche er glücklich macht.

Wir wollen uns nicht länger mehr damit aufhalten, diese Scene zu beschreiben. Der Leser wird leicht fühlen, was in unseren Personen vorgehen mußte. Es schien nun, als hätten sie alle zusammen immer nur eine Familie ausgemacht, und bei einander gewohnt, so groß war schon die gegenseitige Zuneigung geworden. Die Erschütterung, welche Daniels Gemüth durch diese unerwarteten, frohen Ereignisse erlitten, hatte seine Krankheit so zu sagen gebrochen, und die Schwäche, die noch zurückblieb, mußte bei der guten, sorgfältigen Pflege seiner Mutter und den täglichen Besuchen Maria's bald

verschwinden. Und dann würde sogleich Hochzeit gehalten, sagte van Hardenhoek, und Alle glaubten seinen Worten. Beeilen wir uns, zu sagen, daß diese Prophezeihung auch in Erfüllung ging.

Herr van Berchem, seine Gattin und Maria brachen endlich auf. Van Hardenhoek geleitete sie mit seinem Wagen nach Hause, und kehrte dann wieder zu Daniel zurück. Als er neben dem Bette seines jungen Freundes Platz genommen, bat er Martin und Katharina, sich neben ihn zu setzen, und begann also: „Meine lieben Freunde, ohne Zweifel komme ich Ihnen wie eine mehr oder minder geheimnißvolle Person vor, und gewiß beschäftigt sich Ihr Geist schon lange damit, sich meine etwas sonderbare Handlungsweise zu erklären. Ich will Ihre Neugierde nicht länger mehr gespannt halten, Ihnen mit einigen Worten meine Geschichte erzählen, und Sie mit dem Grade unserer Blutsverwandtschaft bekannt machen. Sie werden daraus ersehen, daß mein Benehmen sehr natürlich ist.

Meinen ganzen Lebenslauf, Alles, was mir je Wunderbares aufgestoßen ist, habe ich einer selbst jetzt noch nicht besiegbaren Neigung zu verdanken. Diese Neigung ist die Lust zu reisen. Von meiner frühesten Jugend an war es mein einziger Wunsch, mein einziges Verlangen, große und weite Reisen machen zu können. Doch ich wurde davon durch meine Eltern zurückgehalten, und obschon ich keine Lust für irgend einen Stand fühlte, wollte mein Vater dennoch, daß ich mich auf den Handel legte. Ich gehorchte ihm hierin mit einer gewissen Gleichgültigkeit, lernte die Handelsbeziehungen,

und verwendete meine freien Stunden auf das Lesen von Reisebeschreibungen. Hiedurch wurde, wie Sie leicht denken können, mein Geist noch mehr angespornt, meine Lust nahm immer mehr zu, und wurde eine förmliche Krankheit. In diesem Zustande brachte ich einige Jahre zu, bis ich endlich das Unglück hatte, meine Eltern zu verlieren. Damals fühlte ich diesen Schlag nicht so tief; denn, was ich mir selbst kaum zu gestehen wagte, die Hoffnung, meine Reiselust befriedigen zu können, verminderte meine Traurigkeit: es gab nun Niemanden mehr, der mich abhalten konnte, meiner Neigung vollkommen nachzugehen.

Nicht lange darauf hatte ich auch schon meine Besitzungen verkauft; ich verließ meine Geburtsstadt, und durchkreuzte Europa. Dieß dauerte so lange, bis das nicht allzu große Vermögen, welches mir meine Eltern hinterlassen hatten, fast gänzlich verschwunden war, und ich noch kaum genug Geld hatte, um von Deutschland zu Fuß nach meiner Vaterstadt zurückkehren zu können. Als ich dort ankam, befand ich mich in einem traurigen Zustande: meine Kleider waren zerrissen, meine Gesichtszüge hatten etwas Rauhes angenommen, mit einem Worte, ich hatte ganz das Aussehen eines Landstreichers. Ich wurde von meinen Stadtgenossen auch für nichts anderes angesehen: man hielt mich für einen Faulenzer, für einen Verschwender, einen lockeren Gesellen. Ich besuchte einige meiner Freunde; sie wollten mich nicht mehr kennen, und sagten gerade heraus, daß sie sich schämten, jemals meine Freunde gewesen zu seyn. Ich wollte nicht auch noch bei andern Freunden an-

klopfen, wohl wissend, daß ich sie alle von demselben Schlage finden würde. Nun kam ich auf den Gedanken, bei Heinrichs Vater einen Besuch abzulegen. Dieser hatte meine Schwester zur Frau gehabt, die ihm einen einzigen Sohn geschenkt, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet. Dieser einzige Sohn wurde später Ihr Gemahl, Katharina; doch ach! er hatte weder die Bravheit seines Vaters, noch die Sanftmuth seiner Mutter geerbt. Daniel scheint mir, sowohl seinem Aeußeren, als auch seinem Herzen nach, ein vollkommenes Ebenbild seines Großvaters zu seyn. — Es geht oft mit den Neigungen und Fähigkeiten, wie mit gewissen Krankheiten, die immer ein Geschlecht überspringen.

Mein Schwager, Heinrichs Vater, empfing mich gut, gab mir eine leichte Ermahnung, die ich mit Dank annahm, weil ich sah, daß sie aus aufrichtigem Herzen kam, und fragte mich zuletzt, was ich zu thun willens wäre: „Wollen Sie, daß ich Ihnen eine Stelle im Kaufhandel verschaffe?“ fragte er.

„Hören Sie,“ antwortete ich, „ich will Sie nicht betrügen: ich bin gewiß, daß ich diesen Platz mit Ehren ausfüllen würde, doch ich sehe auch voraus, daß es nicht von langer Dauer wäre, denn ich bin von meiner Reisewuth noch nicht ganz genesen.“

Meine Offenherzigkeit wurde gut aufgenommen, der brave Mann bedachte sich einige Augenblicke, und sprach dann: „Wohlan denn, ich weiß, daß Sie gute Eigenschaften besitzen, daß es Ihnen weder an Verstand, noch an gesundem Urtheile fehlt, und ich hoffe, daß Sie Ihrer Leidenschaft mit der Zeit Meister werden. Ich

gebe Ihnen fünftausend Gulden und einen Empfehlungsbrief an einen meiner Freunde in Süd-Amerika. Reisen Sie dahin, und suchen Sie, sich ein Vermögen zu erwerben."

„Sie sind ein aufrichtiger Freund!" rief ich, „ich nehme Ihr Anerbieten mit Dankbarkeit an und werde Ihren Willen vollbringen. Gebe Gott, daß ich die Wohlthat, die Sie mir erzeugt, auch recht mag zu würdigen wissen."

„Denken Sie nicht daran," war die Antwort, „betragen Sie sich immer brav und löblich, wie Sie bisher gethan, und machen Sie vor Allem von den Kenntnissen, die Sie besitzen, einen guten Gebrauch."

„Ich reiste also nach Amerika. Ich werde Ihnen jetzt nicht erzählen, was mir auf meiner Reise widerfahren, auf welche Hindernisse ich stieß und wie glücklich sich mir am Ende Alles im anderen Welttheile gestaltete. Wir wollen diese Erzählung für ruhigere Stunden ersparen, wenn wir des Winters in Familie am Kamine sitzen. Genug, daß ich Ihnen jetzt sage, daß ich unermeßlich reich wurde. Glauben Sie jedoch deßhalb ja nicht, daß es in Amerika goldene Berge giebt und daß Einem Alles von selbst in den Mund fliegt! nein, sich ein Vermögen zu sammeln, ist dort so mühsam, wie in einem anderen Lande. Ich bin einer der Wenigen gewesen, die so gut davon gekommen sind. Jetzt ist dort nichts mehr zu holen, meine lieben Freunde, und Sie können mich so zu sagen als den letzten Onkel aus Amerika betrachten."

Bald war ich Besitzer eines der größten Handlungs-Häuser in Amerika geworden, und stand daher mit den ersten Kaufleuten in den Niederlanden und unter anderen mit meinem Wohlthäter, Ihrem Großvater, mein braver Daniel, und mit Herrn van Berchem in Verbindung. Als ich nach meinem Ermessen lange genug im anderen Welttheile gelebt, kehrte ich in mein Vaterland und nach Brügge, meiner Geburtsstadt, zurück. Mein alter Wohlthäter war inzwischen gestorben; sein Sohn lebte noch; ich erwies ihm einige Dienste, sah jedoch bald, daß er sie nicht verdiente. Sie, brave Katharina, wissen hinlänglich, wie er meine Güte gemißbraucht hat. Doch sprechen wir nicht mehr davon.

Inzwischen lag meine Dankbarkeit mir immer auf dem Herzen. Daher trachtete ich darnach, stets von Ihrem Zustande unterrichtet zu sein, Katharina, und mich verlangte nach dem Augenblicke, wo es mir vergönnt sein würde, mich meiner Pflicht zu entledigen. Ich habe da vielleicht zu lange gewartet; allein der äußere Schein hat mich betrogen und ich hoffte, Daniel werde sich Vermögen durch seine Kunst erwerben. Ein erworbenes Vermögen ist für mich das schönste. Nun, dieß wäre auch geschehen, wenn unsern Künstler nicht die Liebe so arg mitgenommen hätte. Ich sage Künstler, Daniel, und mit Recht sag' ich es: Sie sind ein wirklicher Künstler; das Bild, das ich von Herrn Martin gekauft habe, ist um keinen Deut zu theuer bezahlt, und das Geld, das Sie dafür erhalten haben, darf nicht als eine Wohlthat betrachtet werden.

Und nun, meine lieben Freunde, bleibt vielleicht noch

etwas zu erklären, und das ist die mehr oder minder geheimnißvolle Art und Weise, wie ich gehandelt habe. Doch das Meiste davon ist nur dem Zufalle zuzuschreiben, obwohl ich einige Vorliebe für das Geheimnißvolle habe. Daher war es mir ein großes Vergnügen, Katharina, da ich sah, daß Sie in einem Verhältnisse, wovon ich schon ein Wort gesprochen, sich blindlings von mir leiten ließen, obschon Sie mich nur für einen Freund Ihres Vaters hielten und keine Beweise meiner guten Absichten hatten, außer daß Sie sahen, welchen Eindruck ich auf Ihren Gatten machen konnte. Zum zweitenmale erfreute es mein Herz, als ich die Zuneigung bemerkte, die mein braver Neffe, ohne mich zu kennen, dem alten Herrn aus dem Eilwagen geschenkt hatte. Glauben Sie mir, meine wackeren Freunde, ich habe viel gelitten, indem ich Ihren Bestrebungen folgte. Doch ich habe es Ihnen schon gesagt, ich wollte Daniel all seine Kräfte prüfen sehen. Er hatte auch viel dabei gelitten; doch es wird ihm zu gleicher Zeit sehr gut gethan und ihn mit einem großen Vorrath von Weltkenntniß bereichert haben ..."

„Sie, Herr Martin," fuhr van Hardenhoek fort, „Sie sind mir auch nicht unbekannt; ich kenne Ihre ganze Geschichte, und seit lange schon sind Sie mir ein Freund geworden. Auch Sie haben die Schmerzen der Welt gekostet. Das innere Leben hat Sie zur Erkenntniß des Wahren gebracht; doch diese Wissenschaft haben Sie sich nicht ohne viele Leiden verschafft. Doch jetzt, meine lieben Freunde, ist Alles aus. Nicht allein die sechstausend Gulden Einkünfte, von denen ich ge-

sprochen habe, gehören Ihnen zu, mein lieber Neffe, und meine liebe Nichte, sondern auch Alles, was ich besitze; ich verdanke Alles Daniels Großvater, und Sie sind meine natürlichen Erben. Mein Vermögen ist das Ihrige; zusammen wollen wir uns seines Genusses freuen, und nach meinem Tode, der noch so lange ausbleiben mag, als er will, gehört Alles Ihnen."

„O, dieß ist zu viel! Dieß ist zu viel! mein braver Oheim, mein guter Freund!" rief Daniel, „Sie haben mir schon mehr als alle Schätze der Welt geschenkt: die Hand meiner Maria und Ihre Freundschaft."

Katharina fand keine Worte, ihre Dankbarkeit auszudrücken; Thränen der Freude perlten über ihre Wangen herab, sie konnte nur die Hand ihres Oheims ergreifen und sie mit ihren Thränen benetzen. Van Hardenhoek erwiederte diese Zeichen der braven Frau durch einen herzlichen Händedruck, und antwortete inzwischen auf Daniels Rede: „Das Uebrige wird es nicht schlimmer machen, mein guter Daniel, und nun sprechen wir von dem Allen nicht mehr. Nur dieß will ich noch hinzufügen, daß ich hoffe, Herr Martin werde unsere Familie nicht mehr verlassen. Ohne diesen braven Freund wäre vielleicht die Rettung zu spät gekommen."

Martin machte eine Menge Einwendungen; allein er mußte sich endlich doch ergeben.

Alles war nun in Freude verwandelt, und alle Schmerzen waren vergessen. Daniel war schon halb genesen. Er sprach noch lange mit seinem Oheime. Sie erinnerten sich des Augenblickes ihres ersten Zusammentreffens im Postwagen, dann des Abends im Concerte,

dann der weiteren Vorfälle, und sogar ihrer Disputation über die Liebe.

„Ich fange beinahe an, meine Behauptung in Zweifel zu ziehen!“ sagte van Hardenhoek.

Sodann gab er noch alle nöthigen Erörterungen in Betreff seiner Handlungsweise, und sagte, wie er durch einen seiner guten Bekannten immer von dem äußerlichen Zustande Daniels und seiner Mutter unterrichtet wurde. Endlich verließ er mit Herrn Martin Katharina's Wohnung, und Jeder begab sich zur Ruhe, denn die Nacht war schon weit vorgerückt. Beim Fortgehen sagte van Hardenhoek noch zu seiner Nichte: „In einigen Tagen werde ich wieder kommen, meine Wohnung für immer hier aufschlagen, und mich des Umgangs einer lieben Familie erfreuen, die mir fehlt.“

Hier könnten wir, streng genommen, unsere Erzählung schließen; doch wir glauben, daß es dem Leser nicht unangenehm seyn wird, noch einige Nachrichten von einigen Thatsachen und Personen zu erhalten, die wir in unserer Erzählung erscheinen sahen. Daher wollen wir ihn in der Kürze davon unterrichten, was vor, bei und nach der Verbindung Daniel's und Maria's vorfiel.

Van Hardenhoek hatte den Herrn N. keineswegs aus den Augen verloren. Am Tage nach der eben beschriebenen Scene zeigte er bei Gerichte an, was er von dem Testament-Diebstahle wußte. Er nannte zugleich auch den wahren Erben. Alles, was er sagte, war ge-

gründet; man stellte die nöthigen Nachforschungen an, um den Herrn N. zu entdecken; doch dieser war verschwunden, und hatte sein Vermögen, das meistens aus Banknoten bestand, mitgenommen. Die wenigen, liegenden Güter, die er hatte, wurden dem wahren Erben übermacht.

Van Hardenhoek übernahm es, Maria's Brautschmuck anzukaufen. Dieser war herrlich: Spitzen waren im Ueberflusse da, und der alte Oheim war zu deren Ankaufe nach Brüssel gereist, und hatte dort der Kauffrau, die wir im ersten Kapitel unserer Erzählung mit ihrem Cäsar im Eilwagen gesehen haben, den Gewinn hiefür zu gute kommen lassen. Er hatte dabei mit ihr noch eine halbe Stunde über die Manieren und Kunstgriffe Cäsars gesprochen, und so die volle Achtung der Frau gewonnen. Van Hardenhoek fand auch Katharina's Juwelen wieder. Der Juwelier hatte sie glücklicherweise noch unverletzt erhalten. Sie wurden sehr vortheilhaft für denselben wieder gekauft, um am Hochzeitstage an Maria's Rosenhalse zu prangen. Der alte Mann, der den Verkauf des Schmuckes besorgt und das Geheimniß bewahret hatte, wurde reichlich belohnt. Auch die brave Line ward nicht vergessen, und konnte nun den Rest ihrer Tage in stiller Ruhe und friedlicher Regierung der Dienstboten hinbringen.

Der Kranke war bald wieder hergestellt, und die Hochzeit wurde auf's Prächtigste und Glänzendste gefeiert. Daniel verbrachte die ersten Tage seiner Ehe zu Hause, und dann machte er eine Vergnügungs-Reise. Der alte Oheim und Maria's Mutter leisteten dem jun-

gen Paare Gesellschaft. Unterwegs hatte Maria das Vergnügen, ihrer Freundin Elisabeth zu begegnen, die eben von ihrer Reise zurückkehrte. Man kann leicht errathen, was die beiden Freundinnen einander zu vertrauen hatten, und wie glücklich sie waren.

Die Lustreise lief bestens ab. Ein Jahr darauf war die Ehe unsers jungen Paares durch die Geburt eines gesunden Knaben gesegnet; doch diese Freude wurde merklich getrübt durch den Tod des Herrn van Berchem, der in diese Zeit fiel. Seit der Verheirathung seiner Tochter war van Berchem ein ganz anderer Mensch geworden. Sein mürrisches Wesen war ganz verschwunden, und starrköpfig war er fast gar nicht mehr. Nach seinem Tode wurden die beiden Haushaltungen in einander verschmolzen; Julie zog zu ihrer Tochter.

Daniel, noch immer Künstler im Geiste, und nun reich geworden, fuhr fort, die Malerei zu seinem Vergnügen auszuüben, und schuf noch mehr als Ein Meisterstück. Einen Theil seines ungeheuern Vermögens verwendete er dazu, junge Künstler aufzumuntern, und ihnen ihre Prüfungszeit zu versüßen. Er hatte später das Vergnügen, zu sehen, daß mehr als einer seiner Schützlinge sich einen großen Namen erwarb.

Das Gemälde, das van Hardenhoek gekauft, hing in Daniels Schlafzimmer. Es erinnerte ihn beständig an den Augenblick seiner Liebeserklärung; denn es war das Bild, das er nach der Skizze ausgearbeitet hatte, welche Maria damals nachgezeichnet.

Eines Tages stand Daniel lange nachdenklich vor dem Bilde, und sprach dann zu seiner Gattin: „Weißt

Du noch, Maria, was ich Dir sagte, als ich Dir diese Landschaft erklärte?"

„O! das soll nimmer aus meinem Gedächtnisse entschwinden!" antwortete die junge Frau.

„Mit Dir würde mir dort nichts fehlen, und ich würde die ganze Welt vergessen können, sagte ich, nicht wahr? . . . Und wenn wir diese Worte einstens bewahrheiten?"

Ein süßes Lächeln, worin Daniel eine Zustimmung lesen konnte, war Maria's Antwort.

„Wir werden unsern guten Oheim darüber sprechen," sagte Daniel, indem er einen leisen Kuß auf die reine Stirne seiner Gattin drückte.

Van Hardenhoek wurde um Rath gefragt, und da er noch nicht ganz von seiner Reiselust geheilt war, und sich zu Antwerpen schon ein wenig zu langweilen begann, jauchzte er diesem Unternehmen zu. Martin und die beiden Mütter schienen auch zufrieden. Tags darauf reiste der alte Oheim bereits ab, um in Deutschland, in der Nähe dieser Gegend, ein Landgut zu kaufen. Als man bereit war, Antwerpen zu verlassen, weigerte sich Martin, seinen Freunden zu folgen.

„Ich habe reiflich darüber nachgedacht," sagte er, „ich will zu Antwerpen sterben, wo ich Rosa gekannt habe, und wo sie gestorben ist."

Daniel gab sich alle Mühe, seinen Freund zu überreden, und bemerkte, er würde ohne ihn die Stadt nicht verlassen. Endlich fügte sich Martin seinem Wunsche, nachdem er eine lange Vorlesung von Oheim van Hardenhoek angehört; doch nur unter der Bedingung, daß er

wenigstens einmal des Jahres nach Antwerpen reisen dürfte.

„Zugestanden!“ rief der alte van Hardenhoek, „ich werde Ihnen jedesmal Gesellschaft leisten, wenigstens so lange ich noch am Leben bin.“

Hiemit war Alles zufrieden. Man verließ Antwerpen, und obwohl die meisten unserer Personen vieles und schweres Unglück ausgestanden hatten; konnten sie sich dennoch nicht enthalten, beim Abschiede einige Thränen zu vergießen.

Ende.

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen u. in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Lebens Conflicte.

Roman

von **Carit Etlar.**

Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 1 Rthlr. 7 ngr. oder 2 fl.

Die Kinder des Dammgrafen.

Novelle von **Carit Etlar.**

Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 11 ngr. od. 36 kr.

Ohne Heirathsgut.

Roman

von **Charles Reybaud.**

Deutsch von Fried. Wilh. Bruckbräu.

8. geh. 1 Rthlr. 10 ngr. od. 2 fl. 12 kr.

Die Romane der Madame Reybaud zeichnen sich durch ihre interessante und spannende Handlung und durch eine Sittenreinheit aus, wodurch sie namentlich bei Damen zu einer Lieblingslectüre geworden sind. Der obige ist anerkannt einer ihrer besten, und kann unbedenklich dem besten der Bremer an die Seite gestellt werden.

Johanna.

Roman von George Sand.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. od. 1 fl. 45 kr.

Die Verfasserin ist anerkannt die erste Schriftstellerin Frankreichs, ihre Prosa unübertroffen, und ihre Romane, sowohl in Anlage als Ausführung, höchst interessant und spannend bis an das Ende.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Van Kerckhoven, P. F.

Daniel, oder: Kampf und Sieg Lebensroman

Augsburg 1846

P.o.rel. 6640#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038338-8